23/1986 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Duell mit einem Virus

Besuch im Leningrader Institut für Grippeforschung

Steine im Wiegeschritt

Wie ein Böhme auf die Osterinseln kam

Das Lächeln Chinas

Impressionen von der Asienreise Erich Honeckers

★ Inhalt

Bildbericht
Freundschaftsbesuch Erich Honeckers in sozialistischen Staaten Asiens **Seite 4**

Wirtschaft
Roboter im Schichtdienst **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Mit Stammplatz in der Skilanglauf-Weltelite: Raissa Smetanina **Seite 16**

Wissenschaft
Rußlands Universalgenie vor 275 Jahren geboren **Seite 18**

Medizin
Neue Waffen gegen Grippeviren? **Seite 22**

Tatsachenbericht
Die dramatische Bergung des „Edinburgh"-Schatzes **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Ludwigsfelder Eigenheime **Seite 28**

Weber-Ehrung
Weltruhm kam in Berlin **Seite 30**

Kunst
Laudatio auf einen Mäzen **Seite 32**

Erzählung
Viktoria Tokarewa: „Das Geheimnis der Erde" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen" **Seite 40**

Märchen
Warum das Meerwasser salzig ist – Der kluge Märchenerzähler **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Reiseentdeckung
Meeresmuseum in Klaipeda **Seite 46**

Dokumentation
Mord in Marseille **Seite 48**

Hobby
Der Mann, der die Moais laufen ließ **Seite 50**

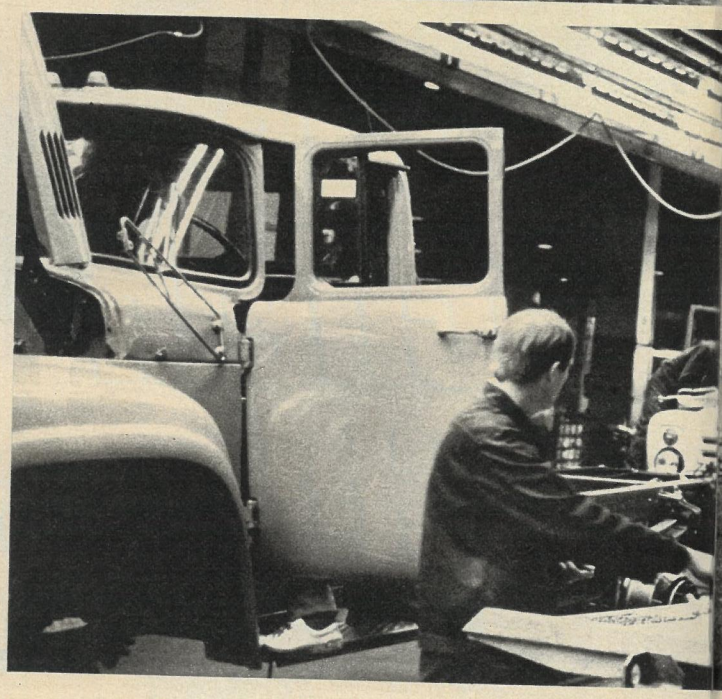
Titelfoto:
Thomas Billhardt fotografierte in Peking den Jungen Pionier Xi Laobang

Redaktionsschluß für dieses Heft:

3. 11. 1986

★ Im Blickpunkt

Premiere bei SIL



Premiere bei SIL! Die Bühne: Das 459 Meter lange Hauptmontageband im Moskauer Autowerk „W. I. Lenin". Gleichzeitig Abschlußvorstellung, um im Bilde zu bleiben. Der alte Hauptdarsteller verabschiedet sich. Sein Name SIL-130 ist im ganzen Sowjetland und in über 50 Ländern der Erde ein Begriff. Jährlich 204 000 SIL-130 in 380 Varianten machten ihn einem weltweiten Publikum bekannt.

Nun jedoch drängt der neue „Star" ins Rampenlicht. Allmählich zwar, doch unaufhaltsam. Er ist SIL-4331 benannt und steht vor der Serienreife. Seine Hauptexamen hat er bereits sämtlich absolviert. Im Vergleich zum Vorgänger stellt er zweifellos einen Zuge-

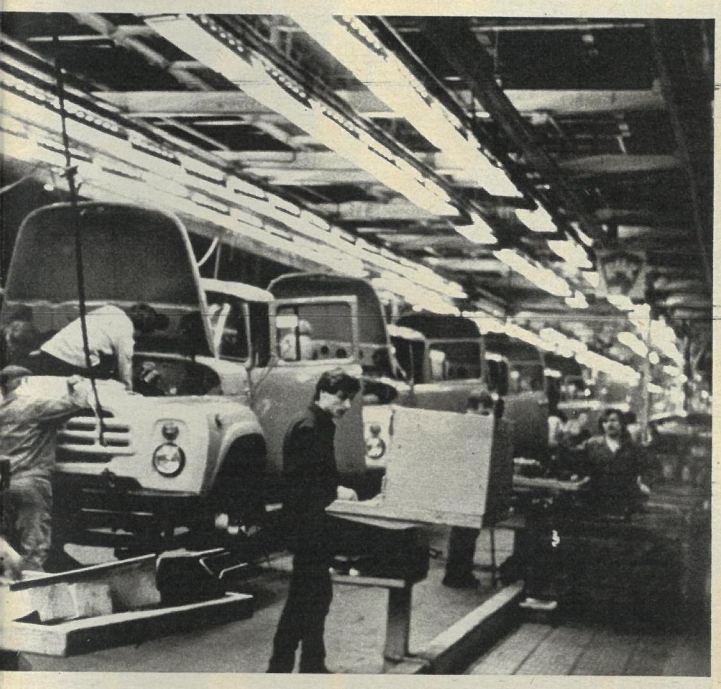
winn an ökonomischen und technischen Eigenschaften dar. Materialeinsparung, ein erheblich verbessertes Masse-Leistungsverhältnis, vervollkommnete Baugruppen, ein 8-Gang-Getriebe, eine nach modernen ergonomischen Gesichtspunkten gestaltete Fahrerkabine und vor allem der Hauptvorzug: Der Neue stellt geringere „Honoraransprüche" – will heißen, er gibt sich mit 20 Litern Dieseltreibstoff auf 100 Kilometer bei voller Nutzlast und einer Geschwindigkeit von 70 km/h zufrieden. Demnach, meinen die SIL-Werker, braucht er den Weltstandsvergleich nicht zu scheuen.

Noch müssen freilich viele seiner künftigen Nutzer auf ihn warten. Heute laufen erst zwei bis drei neue Wagen pro Schicht vom Band. „Die neue Technologie müssen wir in den Griff bekommen", sagt Viktor Trochin, Autoschlosser und nun schon seit 17 Jahren bei SIL. „Denn der Diesel wird bei laufender Produktion in Serie überführt."

Der SIL-4331 und alles, was mit seiner Fertigung zusammenhängt, kann als Beispiel dafür gelten, was die SIL-Werker unter der Forderung „Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts" verstehen: Bei Senkung des Materialverbrauchs wie des Aufwandes an Arbeitskräften einen bedeutenden volkswirtschaftlichen Effekt zu erreichen, Rationalisierungskonzeptionen ohne zusätzliche Fonds durchzusetzen, neue Technologien und Verfahren ohne „Anschlußlücken" in die laufende Produktion einzuführen.

Die SIL-Automobilwerker sind berechtigt stolz, daß sie einen wichtigen Beschluß des XXVII. Parteitages der KPdSU realisierten, LKW mit Dieselantrieb mit einem im Vergleich zu benzingetriebenen um 25–30 Prozent geringeren spezifischen Kraftstoffverbrauch zu bauen. Zudem sind sie des Lobes voll über die Zusammenarbeit mit dem IFA-Automobilwerk in Ludwigsfelde. Um die Serienfertigung ihres im Vergleich zum Vorgängermodell bedeutend wirtschaftlicheren Typs schnellstmöglich zu beginnen, interessierten sich die SIL-Arbeiter ausgiebig für die dort angewandte Technologie bei der Produktion von Diesel-LKW. „Unsere Freundschaft und enge Zusammenarbeit", sagt Viktor Trochin, „hat sich dabei erneut bewährt."

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



„AN ALLE"

von Karl-Eduard v. Schnitzler

„AN ALLE: Macht Frieden!": Mit diesem Anspruch trat die Sowjetmacht in die Geschichte. Nach 69 Jahren ist aus dem Dekret einer Partei ein Gebot für die Welt geworden. Die heutige, modernste Waffentechnik fragt nicht mehr nach gerechtem oder ungerechtem Krieg, nach Siegern oder Besiegten, nach Krieg oder Frieden. Es darf nur noch Frieden geben. Alles andere stellt das Weiterleben der Menschheit, die Existenz unseres bewohnbaren Sterns in Frage.

Es geht nicht mehr darum, nukleare Sprengköpfe wie Erbsen zu zählen. Auch ihre Begrenzung kann nur ein Durchgangsstadium sein. Es geht um ihre Beseitigung. Von der Sache her sind Vereinbarungen möglich. Das hat das Maß der Annäherung in Reykjavik bewiesen. „Obwohl das Wichtigste nicht erreicht worden ist – es war ein vielversprechendes Treffen." So schätzte es Michail Gorbatschow ein. Die beiden vorgeblichen Hindernisse: SDI und ABM.

ABM heißt: „Anti-Ballistic-Missiles" („Begrenzung der Raketenabwehrsysteme"). Der ABM-Vertrag von 1972 begrenzt Zahl, Rampen und Raketen. Und im Artikel V wird verboten, Raketenabwehrsysteme oder deren Bestandteile auf See, in der Luft und im Kosmos zu schaffen, zu erproben und zu unterhalten. Gorbatschow forderte in Island die garantierte Einhaltung des ABM-Vertrages für die zehn Jahre, in deren Verlauf alle Raketen liquidiert werden sollen. Reagan verweigerte die Einhaltung des ABM-Vertrages und kündigte eine „Veränderung" an – im Sinne einer Minderung der Wirksamkeit des Vertrages, sprich: Fortführung der Nukleartests mit dem Ziel SDI.

SDI heißt: „Strategic Defense Initiative" („Strategische Verteidigungs-Initiative"). Hinter der fragwürdigen Absicht, mit Laserstrahlen „anfliegende sowjetische Raketen" abzuschießen, steht der selbstmörderische Glaube, man könne sich selbst unangreifbar machen und unter dem SDI-„Schild" ungestraft das „Schwert" schwingen, d. h. mit taktischen, strategischen und ballistischen Raketen „die politischen und militärischen Machtzentren der Sowjetunion und des Warschauer Vertrages enthaupten" (Weinberger). Was aber anderes bedeutet das als Erstschlag oder zumindest die Absicht, durch militärische Überlegenheit die andere Seite politisch zu erpressen!

Auch ein „nichtnukleares System" ist SDI nicht. Denn die Laserstrahlen bedürfen einer solchen Energie, daß für Aufheizung, Zündung und Abschuß Nuklearkraft erforderlich ist. Für jedes Lasersystem müßte ein kleines Kernkraftwerk im Weltall stationiert werden. Für rund tausend Laser wären das tausend „Kernkraftwerke". So unsinnig die Unterstellung eines „sowjetischen Nuklearerstschlags" ist, so unsinnig ist das Projekt SDI: technisch, militärisch, finanziell.

Warum aber ist es dann dennoch so gefährlich? Weil es Nukleartests erfordert. Weil bei der SDI-Forschung neue, gefährliche Waffen herauskommen könnten (und es geht doch um weniger bis gar keine Waffen). Weil die Erfahrung lehrt: Wer forscht und entwickelt, der produziert auch, und wer produziert, stationiert schließlich. Weil es leichter sein sollte, über den Verzicht auf noch nicht vorhandene Waffensysteme zu einer Einigung zu gelangen als über die Reduzierung und den Abbau bereits vorhandener. Weil SDI im Weltraum zum Hindernis für jede nukleare Abrüstung würde (wie in Reykjavik zu sehen).

Welche Chancen wurden – vorerst – vertan, als Reagan Michail Gorbatschows Vorschläge mit seinem Beharren auf SDI abblockte? Die Strategischen Kernwaffen sollen in den nächsten fünf Jahren um fünfzig Prozent und in den folgenden fünf Jahren um die restlichen fünfzig Prozent reduziert werden. Und zwar bodengestützte Raketen, nukleare Sprengköpfe auf strategischen U-Booten und strategischen Bombern. Im selben Zeitraum sollen die Mittelstreckenraketen liquidiert werden. Dabei soll – Kompromiß – das französische und britische Kernwaffenpotential, obwohl organischer Bestandteil der NATO-Planung, vorerst ausgeklammert bleiben. Was Asien angeht: Sprengköpfe von Raketen mittlerer Reichweite sollen im Osten der Sowjetunion und auf amerikanischem Territorium auf jeweils 100 begrenzt werden. Über Raketen minderer Reichweite – Kompromiß – sollen unverzüglich Verhandlungen aufgenommen werden. Beide Seiten stimmen jeglicher Form von Kontrolle zu. Natürlich: Bekenntnis beider Seiten zum ABM-Vertrag, Verzicht auf Kernwaffen im Weltraum, Forschung und Erprobungsarbeiten der USA – Kompromiß – im Labor.

Die Welt ist kein Zustand, sondern ein Prozeß. Die Vorschläge bleiben nicht nur auf dem Tisch, sie wirken weiter, weil in ihnen die Interessen aller (Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit) berücksichtigt sind. Unvernunft wird zunehmend isoliert, Vernunft und Einsicht schreiten voran, die Koalition der Vernunft wächst.

Allerdings: Frieden wird nicht im Alleingang! Wir sagen nicht zum ersten Mal: „Jetzt erst recht!" Das war beim NATO-Beschluß richtig; und diese strategische Linie: den Sozialismus stärken, mit allen Kräften der Vernunft und des Realismus zusammenwirken und die Wende von der Konfrontation zur Entspannung erkämpfen – hat sich bis heute und für morgen als richtig erwiesen. „Die Unterstützung der sowjetischen Vorschläge in der Weltöffentlichkeit" – so Erich Honecker –, „diese einzigartigen Schritte" (werden) „letzten Endes die Zustimmung auch der USA finden, damit die Welt in Frieden leben kann." Die Politik des Dialogs ist und bleibt der einzige Weg, um zu erreichen, daß das, „was sich in Reykjavik als Möglichkeit abzeichnete, doch noch Wirklichkeit wird".

Was 1917 in die Geschichte eintrat, erschien vielen als irreal, manchen allenfalls als „Möglichkeit", als „Versuch". Heute – nach 69 Jahren – bestimmen wir den Lauf der Welt mit. Und jener Ruf „AN ALLE!" erreicht die Menschheit und wird zunehmend zur materiellen Gewalt – in Gestalt einer wachsenden, unbesiegbaren Friedensmacht.

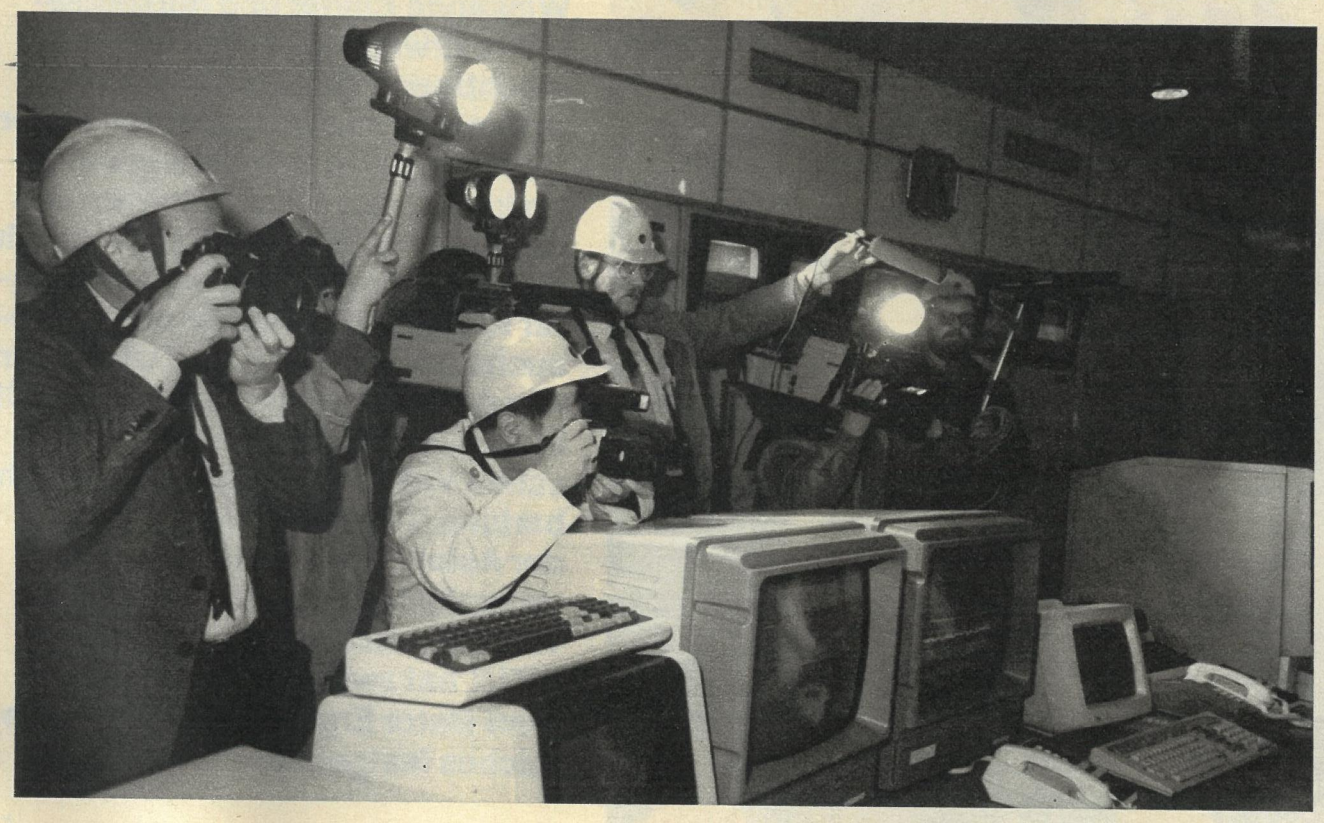
Bilder von Oktobertagen

Erich Honecker im Gespräch mit dem Präsidenten der Volksrepublik China, Li Xiannian (oben), und mit dem Vorsitzenden der Zentralen Beraterkommission beim ZK der KP Chinas, Deng Xiaoping.

Winkende Kinder und applaudierende Erwachsene am Fuße des mächtigen Viadukts von Nanking, einem der eindrucksvollsten neuen Bauwerke an der Ostküste der Volksrepublik China. Inmitten des Gewimmels Erich Honecker und Hu Yaobang, die Generalsekretäre ihrer Parteien. Ein Höhepunkt im Besuchsprogramm für die Delegation aus der DDR. Nach dem Aufenthalt in der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik war das Nachbarland China die zweite Station der Asienreise, der sich die offizielle Visite in der Mongolischen Volksrepublik anschloß. FREIE WELT hat zwischen Peking und Ulan-Bator Ergebnis- und Erlebnisreiches festgehalten.

Bilder von Oktobertagen

Besuch bei einem der bedeutendsten und modernsten Eisen- und Stahlhersteller der VR China, dem Metallurgischen Kombinat „Shoudu“ in Peking. Hier, wo 120 000 Menschen arbeiten, führte der Gast aus unserer Republik angeregte Gespräche mit Werktätigen an den Hochöfen, im Walzwerk und an einer Steuerwarte.



Die schlanke Zypresse, die Erich Honecker vor die neue, noch eingerüstete Revolutionshalle hinter dem Blumenregenhügel in die Nankinger Erde setzte, wird schnell Wurzeln schlagen, gedeihen, wachsen. Immergrün wird sie als erster Baum im gerade entstehenden Ehrenhain für die hier gefallenen Kämpfer des neuen China symbolhaft eine Freundschaft und Verbundenheit bekunden, die reiche Tradition hat in der chinesischen und deutschen Arbeiterbewegung.

Am Yuhuatai, wie der Hügel mit seiner Gedenkstätte für mehr als 100 000 Kommunisten, Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, Patrioten aller Schichten heißt, an diesem Haupthinrichtungsplatz der Konterrevolution zwischen 1927 und 1949 ist die Erde blutgetränkt. Auch von vielen Genossen, die aus Deutschland kamen, Verbindung zur Thälmannschen KPD hielten, im Geiste proletarischen Internationalismus' bei Nanking in die revolutionären Kämpfe eingriffen. Zu ihnen gehörten Yun Daiying, ein Mitglied des ZK der KP Chinas; Deng Zhongxia, der 1925 den heroischen Hongkonger Seeleutestreik führte; Deng Yanda, einst Mitstreiter des ersten Präsidenten Sun Yat Sen. Er begleitete auch die Witwe Sun Yat Sens bei ihren Berlin-Aufenthalten 1928 und 1930. Deng war es auch, der – aus Deutschland kommend – in Shanghai den Widerstand gegen das Tschiang-Kaischek-Regime organisierte. In den Spitzelakten des Berliner Polizeipräsidiums ist er, obgleich nicht KP-Mitglied, als „Chinesischer Kommunist“ geführt. Auch Huand Li fiel am Blumenregenhügel, eine aktive Funktionärin des Pazifischen Gewerkschaftsbundes. Sie hatte 1928 in Berlin am Weltkongreß der Antiimperialistischen Liga teilgenommen.

Ihnen, allen Patrioten, die 22 Jahre lang gegen die einheimische reaktionäre Herrschaft fochten, im Ge-

Die Gäste aus unserer Republik machten sich in Peking und Umgebung mit weltbekannten Zeugnissen chinesischer Geschichte bekannt: Sie besichtigten die „Verbotene Stadt“, wie der ehemalige Kaiserpalast mit seinen 9990 Zimmern einst genannt wurde (Bild rechts); sie besuchten die Grabstätten der Ming-Dynastie und bewunderten auf dem Weg dorthin die Tierplastiken alter chinesischer Meister (rechts oben).

Bilder von Oktobertagen

fecht fielen, gefangengenommen, gefoltert, ermordet wurden, hat in diesen Oktobertagen Erich Honecker als höchster Repräsentant des sozialistischen deutschen Staates und seiner marxistisch-leninistischen Partei in Ehrerbietung gedacht. Wie zuvor schon in Peking, der Metropole eines China, in dem die Arbeiter und Bauern längst gesiegt haben, am Denkmal der Helden des Volkes. Ihnen ist auf dem Tiananmen-Platz, einem der größten der Welt, benannt nach dem „Tor des himmlischen Friedens", das Monument mit den marmornen Reliefs gewidmet, die Aufschluß über die antikoloniale und antiimperialistische revolutionäre Geschichte des Landes geben: Vom Aufbegehren der Volksmassen bei der Opiumverbrennung von 1840 bis zum antijapanischen Partisanenkrieg und schließlich der siegreichen Überquerung des Jangtse-Flusses durch die Volksbefreiungsarmee. Kranz und Gedenken Erich Honeckers am Pekinger Obelisk versinnbildlichen die Wertschätzung der Deutschen Demokratischen Republik für das Freundesland im Fernen Osten. Über Tausende Kilometer hinweg sind beiden Staaten viele in diesen Tagen zur Sprache gekommenen Gemeinsamkeiten eigen – vor allem im Streben nach einer Welt des Friedens. Chinas Präsident Li Xiannian hat es auf dem Bankett zu Ehren Erich Honeckers in der Großen Halle des Volkes, dem Sitz des Nationalen Volkskongresses, mit Nachdruck unterstrichen: Wenn alle friedliebenden Staaten und Völker in Aktion treten, dann kann der Weltfrieden bestimmt erhalten werden.

Und Hu Yaobang, Generalsekretär des ZK der KP Chinas – mit Erich Honecker schon seit der Zeit ihres gemeinsamen Wirkens in der internationalen Jugendbewegung freundschaftlich verbunden –, sprach wie Deng Xiaoping, Vorsitzender der Zentralen Beraterkommission beim Zentralkomitee, von dem dringenden Erfordernis, dem Wettrüsten Einhalt zu gebieten. Deng hatte denn auch die besondere Beachtung der Weltpresse, als er Michail Gorbatschows Vorschläge beim Treffen in Reykjavik unterstützte und Flexibilität nunmehr von der anderen Seite verlangte. Dieser Standpunkt innerhalb gemeinsamer, übereinstimmender Auffassungen mag den Realitätssinn der chinesischen Führung einmal mehr unterstreichen. Ihre große Aufgeschlossenheit auch für die von Erich Honecker erläuterten europäischen Probleme, ihr Entgegenkommen, ihre immer wieder offenbarte solidarische Haltung, wie sie über Jahrzehnte beiden Parteien, beiden Völkern eigen ist. So erinnerte Deng Xiaoping gern daran, daß er 1925 eine sehr herzliche Begegnung mit deutschen Kommunisten hatte, als er mit einer Gruppe chinesischer Genossen von Paris über Berlin nach Moskau reiste. Damals schon spürten wir, sagte er, daß die deutsche Arbeiterklasse und die KPD der chinesischen Revolution große Sympathie entgegenbrachten. Diese Freundschaft mit langer Tradition müsse fortgesetzt, weiterentwickelt werden.

In der Tat mündet sie in Vereinbarungen beider Seiten. Dafür steht das Abkommen über langfristige wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit in den kommenden 15 Jahren, dafür stehen Verabredungen, die Günter Mittag, Oskar Fischer, Gerhard Beil oder Günter Sieber mit ihren Partnern trafen.

Schließlich hatten sich auf der letzten Station der China-Reise, in der größten Industrie-, Hafen- und Handelsstadt des Landes, Shanghai, unzertrennbare Bande offenbart. Hier, wo im Juli 1921 die Kommunistische Partei gegründet wurde, wo es bedeutende revolutionäre Massenaktionen gab, erhebt sich auch das Denkmal für die größten Söhne des deutschen Volkes, Karl Marx und Friedrich Engels. Kaum deutlicher läßt sich ausdrücken, worin beide Parteien und Staaten ihr gemeinsames Fundament haben. Und als Erich Honecker in der Xingye-Straße, wo das 1920 erbaute Haus steht, in dem die Gründungsversammlung der KP Chinas stattfand, Zeugnisse gemeinsamen Kampfes deutscher und chinesischer Kommunisten überreichte, wurde der reichhaltigen Chronik ein weiteres wertvolles Blatt hinzugefügt.

Bei den „Roten Recken"

Letzte Station der großen Reise durch drei Länder: Die Mongolische Volksrepublik, mit der uns seit 1957 ein Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit verbindet. Es wurde an Otto Grotewohl erinnert, der zwei Jahre zuvor die erste Regierungsdelegation der DDR nach Ulan-Bator führte. Nun wurde hier ein langfristiges Wirtschafts- und wissenschaftlich-technisches Programm unterzeichnet, das bis ins Jahr 2000 reicht. Unterstützte unsere Republik zum Beispiel die industrielle und landwirtschaftliche Entwicklung bisher durch den Bau der Teppichfabrik, des Fleisch- und Konservenkombinats, von Druckerei oder Staatsgut, so wird bei der Rekonstruktion dieser Betriebe und bei neuen Projekten der Mikro-

Beim Besuch des Staatsgutes „Ernst Thälmann" in Bornuur, Mongolische Volksrepublik, dessen Entwicklung zu einem sozialistischen Großbetrieb von unserer Republik tatkräftig unterstützt wird, fanden Erich Honecker und seine Begleitung überall herzliche Aufnahme.

elektronik und der Robotertechnik größere Aufmerksamkeit geschenkt.

Das Abkommen ist ein zusätzlicher Markstein in den brüderlichen Beziehungen zwischen beiden marxistisch-leninistischen Parteien, beiden sozialistischen Ländern. Shambyn Batmunch und Erich Honecker haben auf der Kundgebung in der von der DDR errichteten Teppichfabrik, die den Ehrennamen „Wilhelm Pieck“ trägt, konstatiert: Es ist das uneigennützige wie unerschütterliche Zusammenwirken der Mongolischen Volksrepublik und unserer Republik auf allen lebenswichtigen Gebieten, das gemeinsamem Geist entspringt.

Wie in der Fabrik sind in der Mongolischen Staatlichen Universität oder auch im Staatsgut Bornuur, das Ernst Thälmanns Namen trägt, die gemeinsamen Ideale sichtbare Tatsache. So ist die Universität in Ulan-Bator auf vielfältige Weise mit der Humboldt-Universität zu Berlin und der Martin-Luther-Universität Halle verbunden. Die Hochschulen tauschen Lehrkräfte aus, forschen gemeinsam auf den Gebieten der Sprachwissenschaft und der westmongolischen Tier- und Pflanzenwelt. Wissenschaftlich-technische Kooperation beider Länder heißt auch – dies seit langem schon –, daß viele mongolische junge Leute an Hoch- und Fachschulen unseres Landes studieren und einen Doktorgrad erwerben.

Auch im Staatsgut Bornuur ist die DDR ein guter, zuverlässiger Freund. Der Weg zur Erweiterung der Produktion, der Mechanisierung und Elektrifizierung wird hier gemeinsam gegangen. Und es ist schon eine große Sache, wenn berichtet werden konnte, daß die Werktätigen des Staatsgutes durch eine neue Kartoffelsorte aus der DDR in diesem Jahr 9000 Tonnen Knollenfrüchte über den Plan ernten konnten – in einem Land, das noch zu Beginn dieses Jahrhunderts vom Dunkel feudalistischer Zurückgebliebenheit überschattet war. Den „Stern der Völkerfreundschaft“ trägt dieser landwirtschaftliche Großbetrieb als Auszeichnung der DDR. Er ist auch eine Würdigung der großen Erfolge, die überall im Land spürbar sind und gleichzeitig ein Symbol für das feste Band, daß es zwischen beiden Ländern und Völkern, zwischen Berlin und dem „Roten Rekken“, wie die mongolische Metropole genannt wird, gibt.

Günter Stechow

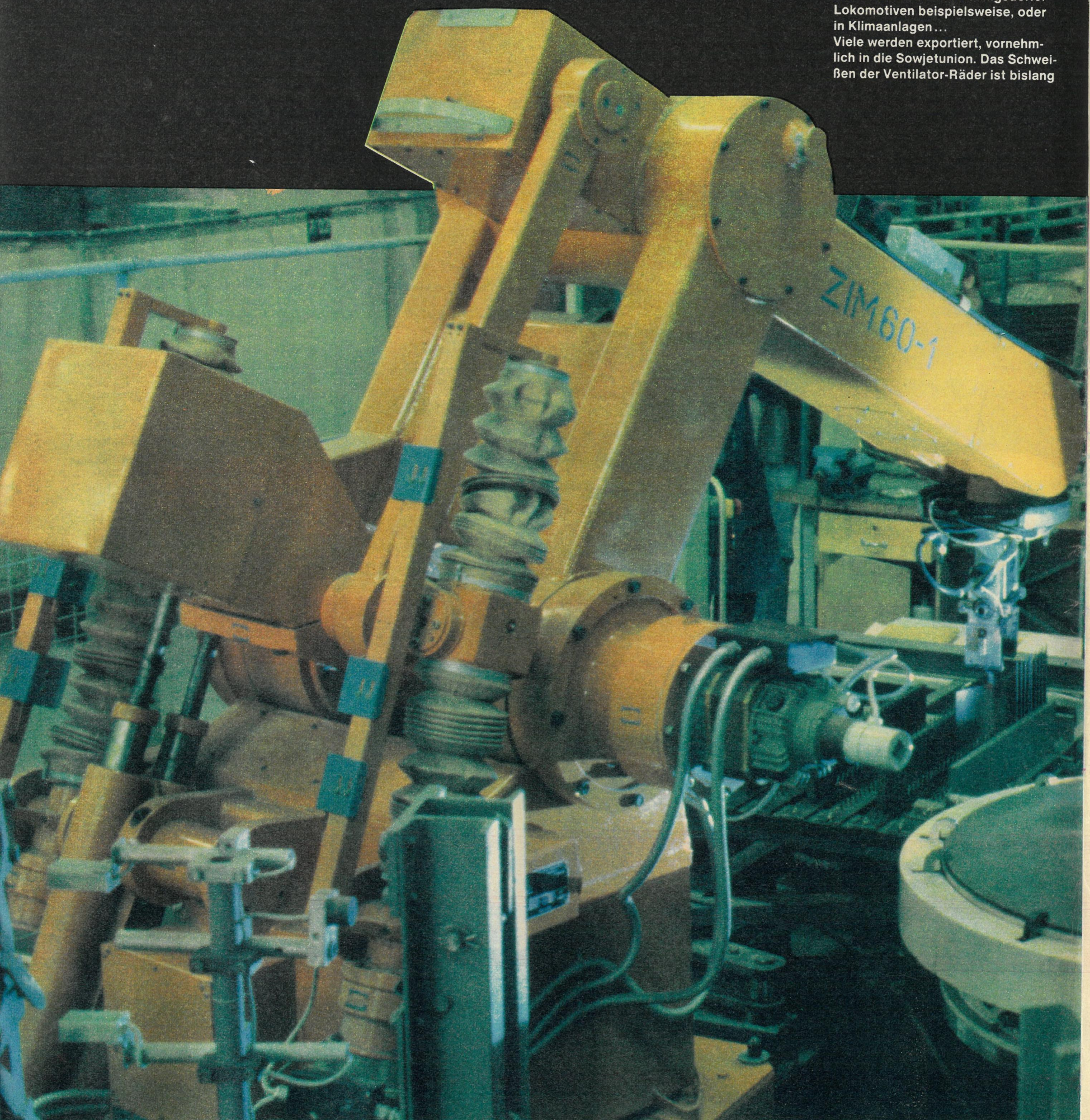
In einer eigens für den hohen Gast errichteten Ehrenjurte kam es zum angeregten Gespräch mit dem Generalsekretär des ZK der Mongolischen Revolutionären Volkspartei, Shambyn Batmunch.

Fotos: Billhardt (3), ZB/Franke, Zimmermann, Fieguth

BILDER UND STANDPUNKTE

Roboter-Effekte

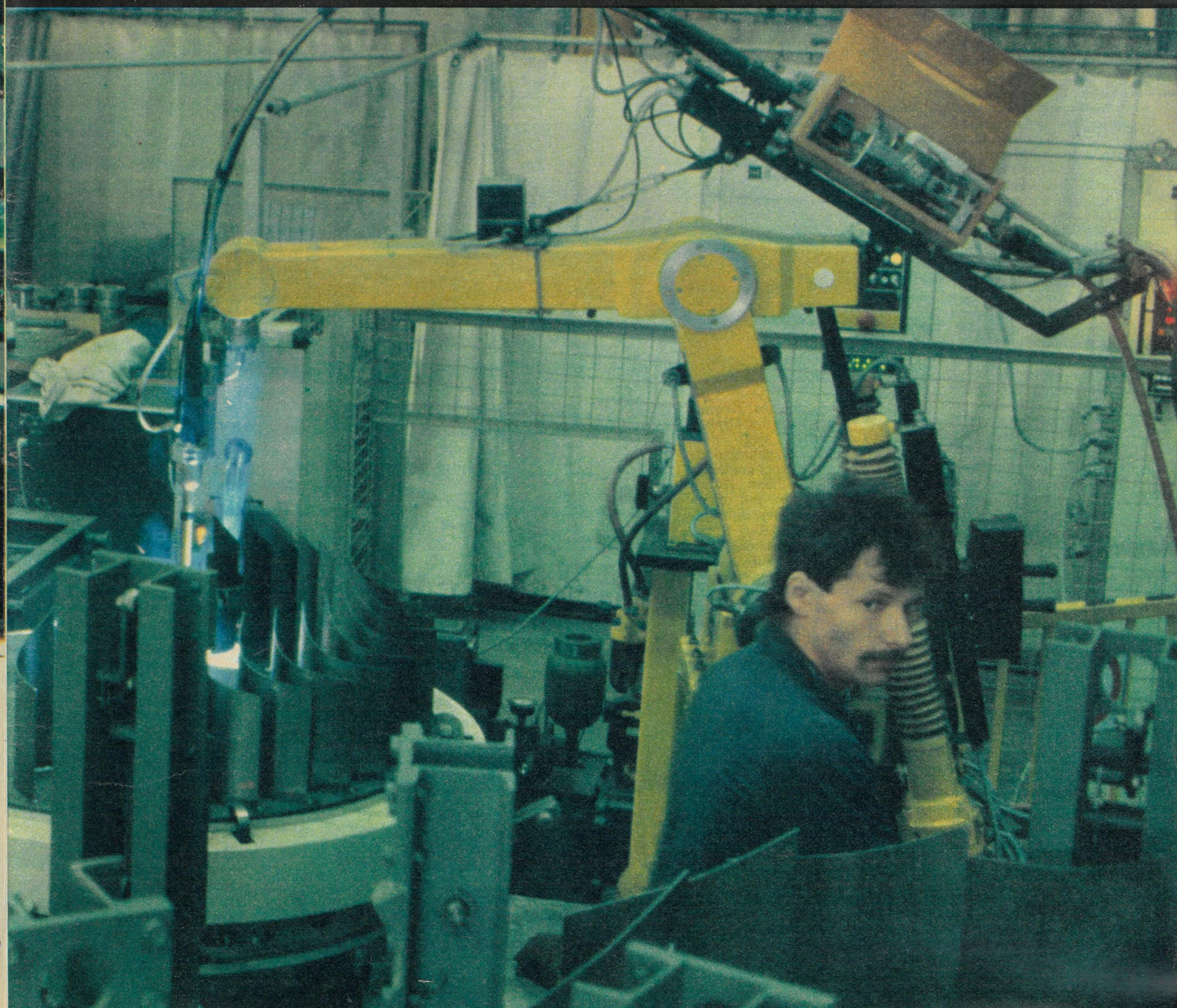
Seit Wochen schon arbeiten diese beiden Roboter gut zusammen. Der eine schweißt, was der andere ihm paßgerecht zuträgt. Gemeinsam fertigen sie Laufräder für Ventilatoren, und das ohne Ermüdung rund um die Uhr in guter Qualität. Die beiden sind flexibel einsetzbar, beherrschen zehn Arbeitsvarianten, können somit zehn unterschiedliche Radtypen bearbeiten. Unser Betrieb produziert lufttechnische Anlagen, Ventilatoren gehören dazu. Sie sind überall zu finden. In Hennigsdorfer Lokomotiven beispielsweise, oder in Klimaanlagen ...
Viele werden exportiert, vornehmlich in die Sowjetunion. Das Schweißen der Ventilator-Räder ist bislang



eine mühsame und eintönige Handarbeit; allein das 70-Kilo-Gewicht jedes Rades hat es in sich. Diese Arbeit zu erleichtern und gleichzeitig Produktivität und Qualität zu erhöhen, waren die Zielvorstellungen für den Einsatz unseres Robotergespanns.
Im Entwicklungsprozeß, beim Konzipieren der Anlage, wurde uns bald klar, daß wir nur mit sachkundigen Partnern solche Spitzentechnologie schnell meistern. Wir verbündeten uns daher mit den ZIS-Schweißspezialisten und den ZIM-Automatisierungstechnikern. Und gemeinsam packten wir das Problem statt in vorgesehenen zwei Jahren schon nach rund 13 Monaten. Eine Spitzenleistung. Sieben Patente wurden dabei realisiert, neue Erkenntnisse zu Schweißverfahren und zur Gestaltung von Roboter-Arbeitsplätzen gesammelt, wichtige Erfahrungen im Umgang mit der Sensortechnik und über die „Anatomie" der Roboter gewonnen. Interessenten aus anderen Betrieben haben sich bereits um Nachnutzung bemüht. Bei der diesjährigen ROBOT-Ausstellung in Brno fand die Arbeitsweise unseres Schweißroboters Beachtung in der internationalen Fachwelt.
Immer wieder fragt man nach den ökonomischen Effekten. – 10000 eingesparte Arbeitsstunden schlagen für den Gesamtkomplex zu Buche, eine Materialeinsparung von 100 Tonnen durch die robotergerechte konstruktive Überarbeitung der Räder, gleichbleibend gute Schweißqualität, Arbeitserschwernisse wurden abgebaut und – was für mich ebenso zählt, die Arbeitsinhalte verändern sich dadurch. Gewiß würde es reichen, zu wissen, welcher Knopf an der Roboteranlage wann zu drücken ist. Doch auch der Anlagenfahrer will und soll das „Wesen" des Roboters begreifen, um ihn ganz zu beherrschen. So verwundert es nicht, daß sich viele Kollegen für eine Spezialausbildung zum „Roboterschweißer" oder „Schweißoperator" (über die Berufsbezeichnung streiten wir noch) angemeldet haben. Dabei sind sie sich der größeren Verantwortung bewußt, die sie erwartet. Hatten sie es am herkömmlichen Schweißarbeitsplatz mit einem Anlagenwert von etwa 50000 Mark zu tun, sind es dann mehrere Millionen. Bis 1990 wollen wir schrittweise alle Schweißprozesse bei unserer Ventilatorenfertigung automatisieren. Weshalb? – Neben dem Eingang unseres neuen Betriebes steht es geschrieben: Schlüsseltechnologien – Tempomacher der Zukunft.

Wilfried Brunzel,
Abteilungsleiter
Technologische Entwicklungen,
VEB Lufttechnische Anlagen Berlin

Foto: Detlef Christel



● Wörtlich

Es ist eine dringende Notwendigkeit, daß sich die Vereinigten Staaten dem einseitigen UdSSR-Moratorium vom 6. August 1985 anschließen, denn das sowjetische Angebot kann nicht für immer bestehen bleiben.

Weltraumexperte Professor Dr. Carl Sagan, Präsident der planetarischen Gesellschaft der USA

● Kurz berichtet

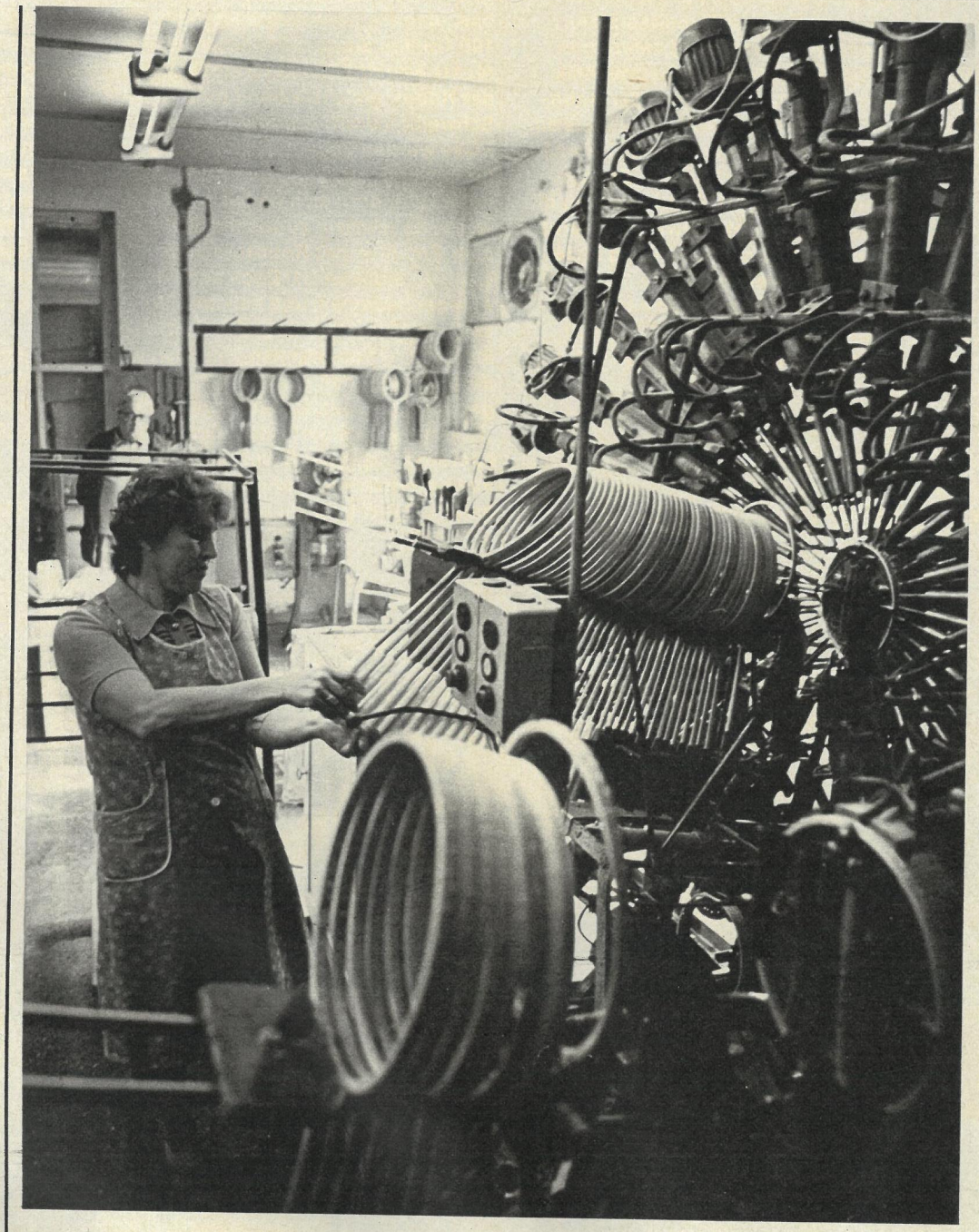
Literatur aus den USA verlegen fast alle sowjetischen Verlage. Allein im vergangenen Jahr erschienen 290 Titel mit einer Gesamtauflage von 24,5 Millionen Exemplaren. Rekordhalter insgesamt ist der unverwüstliche Jack London mit 941 Auflagen in 32 Sprachen der Völker der UdSSR.

Für ein bulgarisches Zentrum des Seenachrichtendienstes via Satellit wurden Vorprojektuntersuchungen durchgeführt. Das künftige Zentrum soll auch die Schaffung eines automatisierten, rechnergestützten Lenkungssystems für die Handelsflotte ermöglichen. Komplettiert wird das Projekt durch einen Stützpunkt des Systems KOSPAS/SARSAT für die Ortung von Seenotobjekten.

Dreitausend speziell für agrarökonomische Zwecke bestimmte Computer stellt der Betrieb Angewandte Kybernetik der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Slusovice (ČSSR) in diesem Jahr her. Er liefert dazu 35 unter anderem für die Optimierung der Futtermengen, die Steuerung klimatischer Anlagen und diverse Verwaltungsarbeiten ausgelegte Programme.

Ein neues zweibändiges Wörterbuch Rumänisch–Deutsch bzw. Deutsch-Rumänisch ist im Bukarester enzyklopädischen Verlag erschienen. Das Nachschlagewerk umfaßt 20 000 Stichwörter der rumänischen und 30 000 der deutschen Gegenwartssprache.

Details der Burg von Bratislava stellen zwei neue Briefmarken der Serie „Historische Bauten" dar, die kürzlich in 3- bzw. 4-Kronen-Werten von der ČSSR-Post in Umlauf gegeben wurden.



Die Schläger aus Kühnhaide

Am Südrand des Kreises Marienberg, an der Grenze zur ČSSR, liegt das schmucke Erzgebirgsdorf, das wir an diesem goldenen Herbsttag suchten: Kühnhaide. Ein Ort mit einer „Außenstelle" des Sportgerätewerkes Karl-Marx-Stadt, dem Betriebsteil mit der Glückszahl VII. Das ist eine ausgewachsene Fabrik mit fast 200 Beschäftigten, meist Mädchen und Frauen, die einzige Produzenten jener auch international gefragten Schläger aus der DDR sind. Die Jahresproduktion liegt bei 1,2 Millionen Stück, die nicht nur den Bedarf im eigenen Lande decken, sondern auch nach Bulgarien, die ČSSR, Jugoslawien, Kuba, Polen und Ungarn geliefert werden. Hauptkunde: die Sowjetunion. So ist es ganz natürlich, daß Betriebsteildirektor Kurt Beckert im Sommer '84 von einer Touristenreise aus Leningrad trotz der berühmten weißen Nächte ziemlich enttäuscht zurückkam. Er, der die Exportzahlen genau kannte, hatte beim Bummel durch die zauberhafte Newastadt nicht einen einzigen Federball spielenden Leningrader gefunden. Und demzufolge auch keinen Schläger gesehen, der aus Kühnhaide stammen konnte. Als er mir das erzählte, rechnete ein leitender Mitarbeiter neben ihm intensiv. Das Ergebnis war beeindruckend: Im Vergleich zu 1980 stieg der Export in die Sowjetunion in diesem Jahr auf 848 Prozent! „Unsere Schläger", sagt Kurt Beckert, „sind ausschließlich für den Volkssport, nicht für den Leistungssport bestimmt." Seit über drei Jahrzehnten werden sie in Kühnhaide produziert. Was sich heute als moderner Betrieb präsentiert, war einst ein Sägewerk. Holz ist noch immer in ziemlicher Menge auf dem Betriebsgelände gestapelt. Schließlich werden pro Jahr rund zehntausend Quadratmeter Buchen- und Eschenfurnier verarbeitet. Fünf miteinander verleimte Schichten werden für den Kopf des elastischen und haltbaren Schlägers gebraucht, in den ein Automat (Foto links) innerhalb von 8 Sekunden gleichzeitig 60 Löcher bohrt. Alles, was hier Zeit sparen hilft, was vor allem die Arbeit leichter macht, stammt aus dem betriebseigenen Ratiomittelbau, der 1982 für seine erfolgreichen Tüfteleien mit dem Orden „Banner der Arbeit" ausgezeichnet wurde und der allein in diesem Jahr Ratiomittel im Wertumfang von 700 000 Mark erbringt. So wie sich in Kühnhaide im Laufe der Zeit die Technologie wesentlich änderte, kommen heute – neben Holz – zunehmend auch andere Materialien, wie Metall, Plaste und Glasfiber, zum Einsatz. Als ich nach 1945 erstmals Federball sah und dann auf Dresdens Elbwiesen selbst zum Schläger griff, schien mir das Ganze nicht nur ein sehr fröhliches, sondern vor allem ein sehr modernes Spiel zu sein. Inzwischen weiß ich, wie sehr ich mich irrte. In China war Federball unter dem Namen Ti Jianzi bereits im 16. Jahrhundert recht populär, und in Indien fand man Spielszenen auf Höhlenzeichnungen, deren Alter auf 2000 Jahre geschätzt wird. Im 19. Jahrhundert wurde das indische Poona Vorbild für das moderne Sportspiel, dessen Regeln erstmals 1872 in dem kleinen englischen Badeort Badminton festgelegt wurden. Heute haben die Federballfans unseres Landes längst ihren eigenen, 1958 gegründeten Verband mit immerhin rund 25 000 Mitgliedern.

Horst Goldschmidt (Text)
Ulrich Burchert (Fotos)

Broschur oder Paperback

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Valeri Ganitschew, Chefredakteur der sowjetischen „Romanzeitung".

Nahezu 60 Jahre ist es her, daß die erste Nummer der „Romanzeitung" erschien. Wie hat damals alles angefangen?

Mit einer Idee Lenins, die 1927, als die materiellen Voraussetzungen geschaffen waren, mit Leben erfüllt werden konnte: das beste an russischer, sowjetischer und internationaler Literatur massenhaft im Volke zu verbreiten. Mit der Beseitigung des Analphabetentums ergab sich für die verlegerische Arbeit eine wichtige Aufgabe – die Menschen hatten lesen gelernt, nun mußten sie, so lakonisch das klingen mag, auch etwas zu lesen haben. Mit maßgeblicher Förderung durch Maxim Gorki, der nicht nur seine Werke zur Verfügung stellte, sondern auch unter seinen Kollegen für die „Romanzeitung" warb.

Wie hieß das erste Werk, das die „Romanzeitung" druckte?

Das war Alexejews „Bolschewiki". Ihm folgten Romane und Erzählungen von Lew Tolstoi, Scholochow, Anna Seghers und Gorki.

Da sich die „Romanzeitung" heute einer Auflagenhöhe von zwei Millionen Exemplaren je Ausgabe nähert, vertreten Sie gewissermaßen eine literarische Großmacht. Wer entscheidet nun, was gedruckt wird?

Ein Redaktionskollegium, dem namhafte Autoren unseres Landes wie Bondarew, Proskurin, Rasputin, Gontscharew und andere angehören. Wir erscheinen zweimal im Monat, also können im Jahr nur 24 Titel veröffentlicht werden. Unserem Kollegium liegt, wenn es zusammentritt, immer eine Liste mit ungefähr 50 Titeln vor. Daraus auszuwählen, ist nicht ganz so einfach, da unsere Jurymitglieder keineswegs immer einer Meinung sind. Was der eine für sensationell hält, faßt der andere nur mit Fingerspitzen an.

Aber es gibt doch gewiß den „gemeinsamen Nenner", auf den die Juryarbeit zurückzuführen ist?

Natürlich. In erster Linie versuchen wir, die literarische Entwicklung unseres Landes widerzuspiegeln. Wir streben eine produktive Mischung von bekannten Autoren und dem literarischen Nachwuchs an. Mindestens einmal im Jahr erscheint das Werk eines neuen Schriftstellers in unserer Reihe.

Und wie reagiert die Leserschaft auf neue Namen?

Unterschiedlich, sehr unterschiedlich sogar. Viele Leser schreiben uns lobende Briefe, andere wiederum üben Kritik. Aber das ist ja wohl ganz natürlich. Außerdem finde ich bei 98 bis 99 Prozent Absatz unserer Hefte, daß es auch nicht schadet, wenn mal ein Titel ein paar Tage länger am Kiosk liegt.

Gibt es ein Genre, von dem Sie wünschen, daß es mehr oder besser in Ihrer „Zeitung" vertreten wäre?

Eindeutig ja: die Phantastik.

Was ist im Jubiläumsjahr zu erwarten?

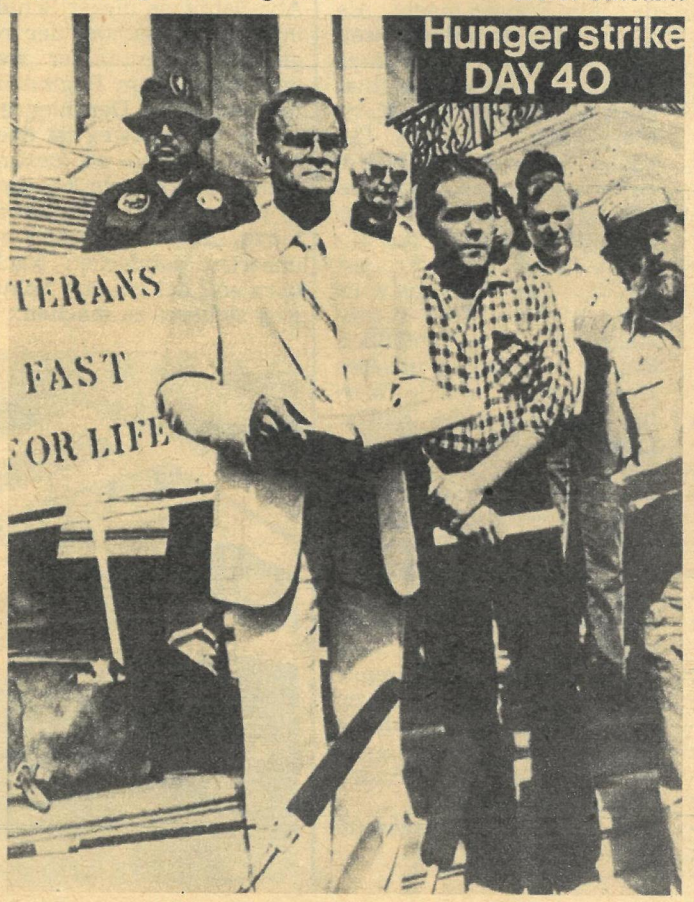
Es laufen Versuche, die „Romanzeitung" ab nächstem Jahr in Taschenbuchformat als Paperback erscheinen zu lassen. Doch auch hier gibt es geteilte Meinungen. Viele möchten die Broschur, das unaufwendige Heft, beibehalten, das man umklappen kann, um es bequem in der Metro zu lesen. Andere würden es schätzen, wenn sie sich eine richtige kleine Bibliothek ins Regal stellen könnten, mit bedrucktem Buchrükken. Doch zur inhaltlichen Seite: Zum Jubiläumsjahr wurden der Redaktion fast 600 Beiträge von den Autoren des ganzen Landes eingereicht. Von den bereits geplanten Titeln möchte ich die Arbeit des Schriftstellers und Chefarchivars des Puschkin-Museums Gejtschenko hervorheben. Sein Buch „Puschkins Tragödie", das Ergebnis einer mehrjährigen Forschungsarbeit, ist dem Begründer der neuen russischen Literatur, dem Schöpfer der russischen Literatursprache, gewidmet. Puschkins Todestag jährt sich im kommenden Jahr zum 150. Mal.

Interview: Jürgen Geitner

Hungerprotest vorm Capitol

Eine ungewöhnliche Demonstration ist seit Wochen vor dem Capitol in Washington, Hauptstadt der USA, zu beobachten. Hier hat der Kongreß, das aus Repräsentantenhaus und Senat bestehende Bundesparlament, seinen Sitz. Auf der Freitreppe des Capitols wird alle vier Jahre der gewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika offiziell in sein Amt eingeführt. Es ist gewissermaßen historischer Boden, auf dem fast täglich diese Männer zu finden sind (Foto), die seit über einem Monat nicht mehr essen – aus Protest gegen die Entscheidung des Kongresses, der Reagan-Administration 100 Millionen Dollar zur Unterstützung der „Contras" in Nikaragua zu bewilligen. Diese Entscheidung, so sagen sie, fördert eine unheilvolle Entwicklung; was die USA in Mittelamerika tun, sei eine Wiederholung dessen, was in Vietnam geschah. Dagegen wollen sie die Gleichgültigen aufrütteln und die noch Zögernden zum Protest gewinnen, dafür sind sie sozusagen unter den Augen der Parlamentarier in den Hungerstreik getreten. Wenn diese Männer von Vietnam sprechen, so wissen sie aus eigener Erfahrung, wovon sie reden. Sie sind sogenannte Vietnam-Veteranen, die einmal meinten, ihre Pflicht zu tun, als sie mithalfen, die Völker Indochinas mit einem schmutzigen Krieg zu drangsalieren. Alle wurden sie damals mit Orden geehrt. Charles Liteky (1. Reihe links außen), ein früherer katholischer Priester in Vietnam, erhielt sogar die höchste militärische Auszeichnung der USA, weil er 23 Verwundete aus der Feuerlinie barg. Diese Orden haben sie vor dem Vietnam-Denkmal in Washington abgelegt – als Protest gegen die Lüge und Heuchelei, mit der die Reagan-Regierung ihren Krieg gegen das freie Nikaragua zu rechtfertigen versucht. Der Protest dieser Männer, der auch bei ihren ehemaligen Kameraden zunehmend Resonanz und Unterstützung findet, zeigt den wachsenden Widerstand gegen den zwar nicht offen erklärten, aber offen geführten Krieg des Weißen Hauses gegen ein kleines mittelamerikanisches Land, dem man das verweigern will, wofür Präsident und Kongreß angeblich überall in der Welt einzutreten behaupten, nämlich Freiheit und Selbstbestimmung. Und es wächst auch in den USA die Zahl derer, die ihren Protest gegen diese Politik mit tätiger Hilfe für Nikaragua verbinden, z. B. durch Geld- oder Sachspenden für den friedlichen Aufbau. Anfang November werden das Repräsentantenhaus und ein Drittel des Senats neu gewählt. Der Hungerprotest auf den Stufen des Capitols ist auch ein Appell an das amerikanische Volk, solchen Abgeordneten und Senatoren ihre Stimme zu geben, die diesem schmutzigen Krieg ein Ende bereiten.

Horst Schötzki

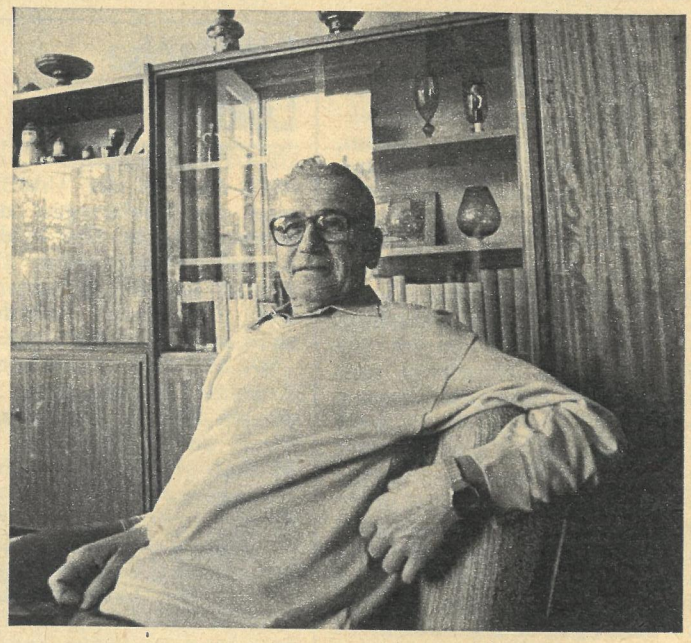


Die Sache Lokshin

USA-Wissenschaftler erhielt Asyl in der UdSSR: eine der Meldungen des letzten Monats. Der in der Krebsforschung tätige Dr. Arnold Lokshin emigrierte aus politischen Gründen samt seiner Familie aus den USA. Was bewog den hochdotierten Endvierziger zu diesem Schritt? Zwei Tage nach seiner Ankunft in Moskau stellte Dr. Lokshin Korrespondenten – unter ihnen auch akkreditierte US-Amerikaner – seine Frau Loreen und seine drei Kinder vor. „In den Staaten", so Lokshin, „versucht man jetzt, die Sache anders zu interpretieren. Die Behörden wollen nicht eingestehen, daß wir, meine Frau und ich, wegen unserer

politischen Ansichten ständig verfolgt wurden. Wir kämpften in der Friedensbewegung aktiv gegen die USA-Aggression in Vietnam, wir kritisierten den militaristischen Kurs der jetzigen Administration offen und protestierten gegen die Vorbereitungen auf einen ‚Krieg der Sterne' ..." „Und", ergänzte Ehefrau Loreen, „wir haben nicht verheimlicht, daß wir den Sozialismus gut finden." Besonders in den letzten Jahren wurde das Leben für die Familie in Houston (Texas) immer unerträglicher. „Autos verfolgten uns, man begann die Kinder einzuschüchtern. Die Repressalien steigerten sich bis zur Ankündigung, mit mir ‚abzurechnen'", sagte der Biochemiker. Als er eines Tages ins Labor kam, wo er seit einem halben Jahr mit Versuchstieren arbeitete, waren sie allesamt tot. Man kündigte ihm sofort. So geschehen im St.-Joseph-Hospital, wo Dr. Lokshin seit 1980 untadeliger Laborchef war. „Ich habe mich an die Gewerkschaft gewandt. Umsonst." Und der Wissenschaftler bekannte: „Ich befürchte, daß ich das Land, wo ich 47 Jahre meines Lebens verbrachte, wohl kaum wiedersehen werde – zu große Veränderungen müßten dort vor sich gehen."

Volker Hempel



Ein General aus Plauen

In saloppem Zivil sitzt er mir auf der durchsonnten Terrasse seines Hauses am Rande der vogtländischen Kreisstadt gegenüber. Die Uniform hängt im Schrank. Werner Ebertz trägt sie nur noch zu besonderen Anlässen. Der Generalmajor a. D. ist 65, groß, schlank, braungebrannt und von ansteckender Freundlichkeit. Als Sohn einer Porzellinerfamilie im thüringischen Kahla geboren, hatte er bereits als Kind die Massenarbeitslosigkeit kennengelernt, als die Weltwirtschaftskrise 1929 auch seinen Eltern die Arbeit nahm. Nach der Schulzeit fing er bei Zeiss in Jena an, wurde Feinmechaniker und 1940 Soldat. Fünf Jahre lang sah er tagtäglich dem Tod ins Gesicht. Das Sterben hatte man seinem Jahrgang beigebracht. Das Leben aber... Heimkehrer Ebertz wollte Lehrer werden. Unbedingt. Dazu benötigte er tausend Mark. Das war der geforderte Einsatz. Im Jahr '45 im Land Thüringen jedenfalls. Historisch eine Besonderheit. So wurde er zunächst Maschinenwart im Porzellanwerk, bis ihm im Herbst seine Genossen sagten: Du wirst Polizist! Uniform tragen? Schon wieder, das konnten die doch nicht ernst meinen. Werners Ausflüchte halfen nicht. Er bekam eine Feuerwehruniform mit roter Armbinde. Ein älterer Kommunist an seiner Seite brachte ihm Karl Liebknechts antimilitaristische Schriften: „Damit du Unterschiede begreifst, gewaltige, Jung!“ Im Jahr danach vereinigten sich die Arbeiterparteien. Ebertz wurde in Stadtroda paritätischer Vorsitzender der SED. „Max braucht Wasser.“ Ebertz leitete bei diesem Aufbauwerk ein Sonderkommando der Polizei zur Abwehr von Sabotage. Später wurde er Stabschef der Grenzpolizei Thüringen und 1950 Chef der Grenzer von Brandenburg. Wie war das noch? Lehrer wollte er werden! 1969, nach dem Besuch der Militärakademie in Dresden, beauftragte ihn die Partei, junge Offiziere auszubilden. Er wurde Kommandeur der Offiziershochschule “Rosa Luxemburg“ unserer Grenztruppen. Ein Jahrzwölft lang half er hier mit den Erfahrungen seines Soldatenlebens. Eben 60 geworden, schied er aus dem aktiven Dienst aus. Zehn Tage war er „arbeitslos“. Am elften wurde er zum Kreisvorsitzenden der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Plauen gewählt, steht seither an der Spitze von 38 700 organisierten Freunden der Sowjetunion. Ein Ehrenamt, das ihm Freude macht. Als Werner Ebertz unlängst seinen 65. feierte, war unter den vielen guten Wünschen auch ein Brief aus Karl-Marx-Stadt. Von Prof. Dr. Klaus Beer, dem DSF-Bezirksvorsitzenden, der die „fleißige, unermüdliche, ehrenamtliche Arbeit“ des Jubilars für den Bruderbund mit dem Lande Lenins würdigte. Auf einer DSF-Veranstaltung in Plauen anläßlich des 40. Jahrestages unserer Grenztruppen wurde Werner Ebertz mit der Eintragung ins Ehrenbuch des Zentralvorstandes ausgezeichnet. Der Präsident unserer Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, hatte in seinem Glückwunsch an alle Geehrten festgestellt: „Die Sicherung der Staatsgrenze der DDR, das ist eine zutiefst politisch-militärische und humanistische Aufgabe – sie ist Dienst am Frieden und für den Frieden.“

Horst Goldschmidt

Tanzorden

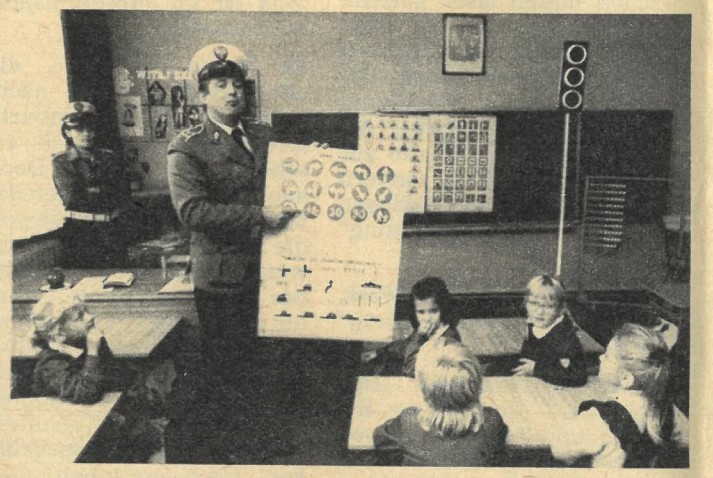
Maja Plissezkaja, weltberühmte Ballerina, Ballettmeisterin und Choreographin am „Bolschoi“ (im Foto), wurde vor kurzem im Elyseé-Palast die höchste Auszeichnung der französischen Republik, der Orden der Ehrenlegion, überreicht. Während der feierlichen Zeremonie nahm Staatspräsident Francois Mitterand die Ehrung vor. Der Orden, so Mitterand, sei Ausdruck der Bewunderung eines Talents, das bei der Entwicklung des modernen Balletts eine bedeutende Rolle spiele. In seiner Laudatio würdigte er die Verdienste der Plissezkaja und dankte ihr für die Hilfe, die sie zur Vervollkommnung der französischen Ballettschule leistete.

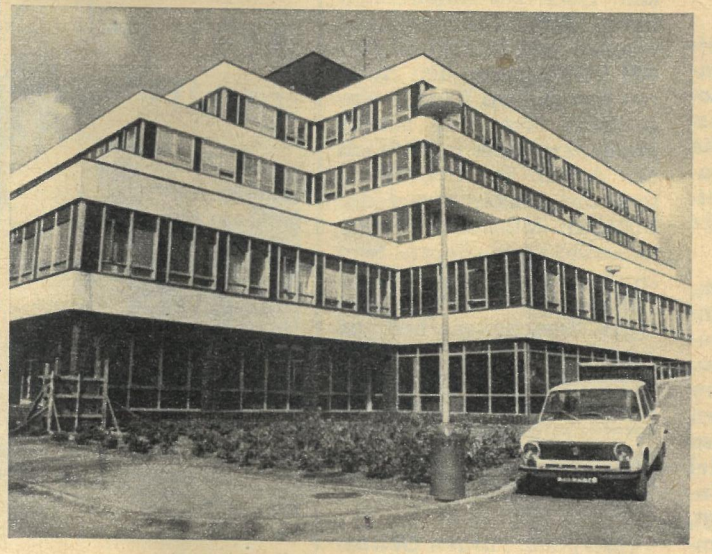
Roboterspiel

Der 16jährige Lazar Detschev aus Sofia entwickelte diesen computergestützten Spielroboter, der aber auch von Hand gesteuert werden kann. Der Mann, der ihm über die Schulter schaut, ist sein Mentor, Ingenieur Velitschko Dobrinow. Der Wissenschaftler vom Kybernetik-Institut der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften fördert junge Talente mathematisch orientierter Spezialschulen, die, wie man sieht, auch spielen dürfen.

Verkehrsquiz

Na, wer weiß, was das hier für ein Zeichen ist? Für die Abc-Schützen dieser Schule in Szczecin gehört der regelmäßige Besuch der „weißen Maus“ zum Beginn ihrer Schulzeit. Der hier gezeigte Fahrradweg ist noch relativ einfach zu bestimmen. Neue Regeln kommen in dieser Unterrichtsstunde hinzu. Eine Kampagne bei unserem polnischen Nachbarn soll helfen, den Schulweg sicherer zu machen.





Mütterklinik

Modernste Geburtshilfetechnik und größten Komfort finden die werdenden Mütter dreier Stadtbezirke Prags in dieser Klinik vor, die mit einem Aufwand von 117 Millionen ČS-Kronen errichtet und vor kurzem übergeben wurde. Der neue Komplex versorgt jeweils 200 Patientinnen und verfügt über fünf Kreiß- und Operationssäle. Auch die Schwangerenfürsorge wird hier durchgeführt. Mehr als 213 Entbindungskliniken gibt es gegenwärtig in der ČSSR.

Zwei kurze Jahre...

So jung wie das Haus, in dem sie gebildet wurde, ist auch die DSF-Grundeinheit des neuen Friedrichstadtpalastes in der Hauptstadt – etwa zwei Jahre. „Zwei kurze Jahre", erinnert sich die ehrenamtliche Vorsitzende Jutta Flemming, die hauptberuflich die Kinder- und Jugendrevue leitet. Das glaubt man ihr, denn hier geht's rund: In der „großen Revue" Abendvorstellungen, Kinder- und Jugendrevuen, Gastspiele und Sonderveranstaltungen; in der „kleinen Revue" – Proben und Vorstellungen vom Morgen bis in die späte Nacht. Gerade darum ist es beachtlich, was auf Initiative oder mit Unterstützung der DSF-Grundeinheit schon arrangiert wurde. Als die Leningrader „Music-Hall" im Palast gastierte, fand ein großes und bewegendes Freundschaftstreffen statt. Ein Erfolg war auch die Ausstellung im Foyer des Hauses: „Deutsch-sowjetische Artistenfreundschaft seit 1945". Mit Plakaten, Kostümen und Fotos informierte sie ausführlich über ein spezielles Gebiet der deutsch-sowjetischen Freundschaft und Zusammenarbeit. Ein weiteres Beispiel: Der Vorstand der Grundeinheit knüpfte mit der Leitung des Hauses der sowjetischen Wissenschaft und Kultur enge Verbindungen. Sie bewirkten, daß Mitarbeiter des Friedrichstadtpalastes dort bei künstlerischen, politisch-informativen Veranstaltungen und den zahlreichen Ausstellungen oft zu Gast sind. Zur Zeit bereiten sich die Freunde in der Friedrichstraße auf ihre DSF-Mitgliederversammlung vor, die unter anderem über den ersten Wissenswettbewerb im neuen Friedrichstadtpalast befinden wird. Er soll dem 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und dem 40. Jahrestag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gewidmet sein und alle Mitarbeiter des Hauses zum Mitmachen anregen. Gedacht ist auch an Vorträge von in Moskau akkreditierten DDR-Journalisten. Und Jutta Flemming verspricht, daß das Kinderensemble mit Tänzen, u. a. dem „russischen Tanz", auch außerhalb des Hauses, d. h. vor Mitgliedern der Freundschaftsgesellschaft in Produktionsbetrieben oder anderen Einrichtungen auftreten wird.

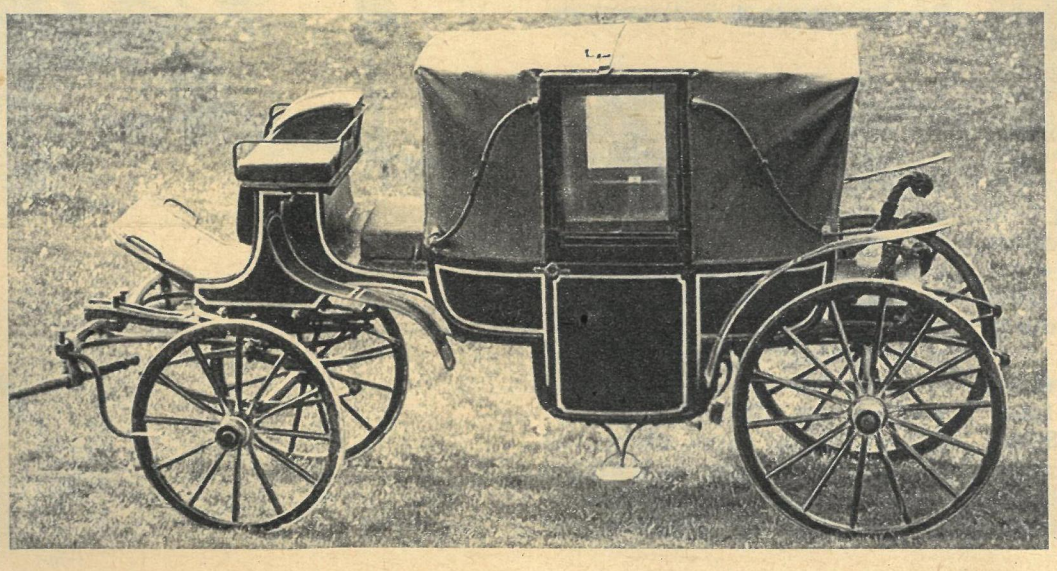
Erhard Tautendorf

Freizeit mit Elan

Wallach Erwin hat Elan. Die kleine Voltigier-Reiterin aber auch. Kunststück, beide gehören zum Sportklub „ELÁN", der vor den Toren der slowakischen Hauptstadt Bratislava sein Zuhause hat. Beim Pferde des Propheten, diese Gemeinschaft von Enthusiasten hätte sich keinen treffenderen Namen geben können! Vor acht Jahren etwa trat ihnen eine Geflügelfarm ein Stück ungenutzten Bodens und einige abrißreife Baulichkeiten ab. Heute kann man auf diesem Gelände neue blitzsaubere Ställe, Remisen, ein Wirtschafts- und Sozialgebäude, eine Reithalle, einen mustergültigen Turnierplatz und anderes mehr bewundern, alles in allem ein Wert von 12 Millionen Kronen, zum großen Teil nach der mühevollen Gleichung entstanden „1 Stunde reiten = 7 Stunden Arbeit". Die 500 Mitglieder (außer den verschiedenen Reitdisziplinen werden noch die Sportarten touristisches Wandern, Golf und Skilaufen betrieben) betonen gern, daß „ELÁN" ohne staatliche Zuschüsse auskommt. Die Finanzierung erfolgt zu drei Vierteln aus Filmeinnahmen. An die 60 historische Kutschen (Foto unten: ein Landauer aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) sowie 100 bespannbare Bauern- und Militärwagen stehen im Arsenal, von Klubangehörigen über Jahre hinweg in Dörfern und Winkeln aufgestöbert und liebevoll rekonstruiert. Wenn also Filmemacher in der Slowakei und benachbarten Ländern eine alte Feuerwehr, einen fahrbaren Pranger, einen Fiaker, einen Leichenwagen mit oder ohne Säulen brauchen – bei „ELÁN" sind sie an der richtigen Adresse. Und daß die jugendlichen Reiter, Lehrlinge und Studenten zumeist, gern als Statisten mitspielen, versteht sich. Mancherlei Titel haben „ELÁN"-Leute schon bei Wettkämpfen errungen. Freundschaftliche Verbindungen bestehen zu Sportlern in Polen, Ungarn, Österreich und Jugoslawien. Gustav Laucký, Ingenieur, außerberuflich Pferdenarr, Trainer, Kampfrichter und Voltigier-Lehrer: „Zu Sportfreunden in der DDR haben wir bis jetzt keinen Kontakt. Es wäre schön, wenn unsere Kinder sich mit einer Voltigiergruppe bei Ihnen austauschen könnten."

Fritz Jahn

TJ ELÁN
CZECHOSLOVAKIA



● Gut gesagt

Es ist absolut notwendig, daß jeder Mensch ein gewisses Minimum an Informationen über die Natur, also die Biosphäre, das ökologische Gleichgewicht, die Naturressourcen, die Tier- und Pflanzenwelt, besitzt.

Iwan Sajantschkowski, Biologe, Baschkirien

● Am Rande

Ein „Milch-Museum" öffnete in Riga seine Pforten. Es informiert nicht nur über die traditionelle Milchwirtschaft in Lettland, sondern bietet dem Besucher auch Milchprodukte nach nationalen und anderen bewährten Rezepten an. – Alles in Butter!

● Persönliches

Die Besucher des Russischen Museums in Leningrad waren unlängst Zeugen der Hochzeit von Nina und Wolodja Stachow, zweier Mitglieder des Folkloreensembles der Universität. Die Teilnehmer des Festes trugen alte Trachten und folgten allen Spielregeln einer altertümlichen Bauernhochzeit.

Maria Milachowska, Einwohnerin von Poznań, ist mit 1,98 Metern die längste Polin. Ihr männliches Pendant Krzysztof Fice (2,14) stammt aus Szczecin. In dem seit 12 Jahren bestehenden „Klub der Langen" mit Sitz in Wrocław sind 3000 Mitglieder eingetragen.

Einen nicht alltäglichen Interessen-Wechsel leistete sich die bekannte tschechoslowakische Eiskunstläuferin Jindra Kramperová aus Pardubice. Nach ihren sportlichen Erfolgen bei der Winterolympiade in Cortina d'Ampezzo sowie den Europameisterschaften in Wien entwickelte sie sich im Laufe der Jahre zu einer hervorragenden Pianistin, die mit Vorliebe Beethoven und Smetana spielt.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: V. Bileb, L. Willmann, U. Burchert, H. Kohlmetz; TASS/A. Konkow, ZB/BTA, MTI; Repro aus „Morning Star", FW-Archiv (2); Vignette: D. Schüler

Stammgast beim Mühlleitener Damenskirennen: Raissa Smetanina (rechts). Dort hatte sie 1973 auch ihre internationale Premiere.

Bonbon aus eisigem Brot

Nur alle vier Jahre, und dann mitten im olympischen Winter, feiert die Skilangläuferin Raissa Smetanina „richtigen" Geburtstag. Am 29. Februar 1952 geboren, wäre sie, ginge es nach solcher Zeitrechnung, jetzt achteinhalb Jahre alt... Auf den Brettern, die für sie noch immer die Welt bedeuten, steht sie jedoch schon länger als drei Jahrzehnte: Sie waren für die Smetanins, die seit Generationen im rauhen Schnee- und Eisparadies der Tundra Rentiere hüten und züchten, von jeher ein unverzichtbarer Gebrauchsgegenstand. Die Mochtschaner Lehrerin ist vielfache Olympiasiegerin und Weltmeisterin und hat im Nordischen Skisport gemeinsam mit Nikolai Bashukow und Wassili Rotschew für die ASSR der Komi schon mehr Medaillen gewonnen als der ganze Kontinent Amerika. Nachfolgend erzählt Raissa ein paar Geschichten über sich und über das Warum ihrer skisportlichen Hartnäkkigkeit, denn: „Bis ich partout nicht mehr mag, werde ich laufen!" Auf ein Neues also im Winter '87 – in Raja Smetaninas 20. Wettkampfjahr!

Die Erinnerungen an meine Kindheit werden mich wohl mein ganzes Leben begleiten. Ihnen nachzuhängen, ist so schön, daß sie mir manchmal sogar im Traum erscheinen.

Die Smetanins sind wieder unterwegs. Sie waren nie etwas anderes als Rentierhirten und Rentierzüchter. Weder die Eltern noch die Eltern der Eltern, auch nicht die Eltern der Großeltern. Die rauhe Tundra war für sie alle ein Zuhause, dem niemand nicht einmal in Gedanken den Rücken gekehrt hätte.

Immer voran der Papa. Seinen Stab schwenkend, bahnt er uns auf dem schmalen Führungsschlitten den scheinbar unendlichen Weg durch Schnee und Eis. Ihm folgt unser Gespann, auf dem in einer Wiege aus Rentierfellen der kleinen Wowka schläft. Mit großer Geschwindigkeit und bewundernswerter Ausdauer bringen uns die Hirsche vorwärts. Wir machen nur kurze Pausen, nur wenn das Nachtlager aufgeschlagen wird, sind sie etwas länger. Dann schlafen wir, eingemummt in die Felle, auf unseren Schlitten. Bevor wir unterm kristallklaren Himmel einschlummern, lutschen wir an einer zu Eis erstarrten Brotkruste – und stellen uns vor, wie schön es jetzt wäre, zu Hause am warmen Ofen zu sitzen.

In den langen Monaten solchen Nomadenlebens habe ich, kaum daß ich laufen konnte, schon meiner Mutter helfen müssen. Habe Schnee aufgetaut und Reisig gesammelt. Und wenn der Vater mich einmal loben wollte, tat er das nie mit großen Sprüchen. Dann hat er nur gesagt: „Wichtig ist, daß dich das Leben stark macht. Ist das so, hast du nichts zu befürchten..."

Mutter brachte mir bei, vor Frost und Schnee und Eis keine Angst zu haben. Wenn ich fror, rieb sie mich mit Schnee ab, das wärmte. Seit meinem dritten Lebensjahr beherrschte ich die breiten Skier meines Vaters als wichtigstes Fortbewegungsmittel in unseren rauhen Breiten. Wie hätte ich, als ich erwachsen war und das Elternhaus verließ, je verzagen oder vor Schwierigkeiten kapitulieren können!

Aber es kam der Tag, da verzagte ich trotzdem. Im Hochgefühl meines ersten Weltmeisterschafts-Medaillengewinns als Skilangläuferin warf ich mich 1974 in Montschegorsk in einen Kampf, der bei uns vorher noch nie ausgefochten worden war: 30-km-Marathon der Frauen! Niemand wußte, wie eine solche Strecke am besten zu bewältigen war. Wir stellten Verpflegung bereit, die für einen ganzen Tag gereicht hätte, und richteten uns darauf ein, nach fast jedem Kilometer etwas zu trinken.

Das Rennen war unbeschreiblich hart. Tauwetter. Der nasse Schnee vermischte sich mit Regen und verwandelte die Loipe in einen wäßrigen Brei. Ließ man die Beine ein bißchen schleifen, bildete sich unter dem Brett eine klebrige Masse aus Schnee. Wir liefen wie auf Stelzen.

Mit Krämpfen in den Beinen erreichte ich noch geradeso den Kontrollpunkt, wo mein Trainer Viktor Iwanow Mitleid mit mir empfand und sagte, ich solle aufhören, wenn's nicht mehr ginge. Also schnallte ich die Skier ab und trat zur Seite. Als ich mich davonstahl, sah ich eine Läuferin an mir vorbeihuschen, die genauso zu leiden hatte wie ich, aber das Wort *aufgeben* offenbar gar nicht kannte. Sie hatte müde Augen, schwamm mehr als sie lief, ihre Skimütze saß schief, und auf ihrem Laufanzug gab es keinen trockenen Fleck mehr: Galina Kulakowa!

Plötzlich schämte ich mich, hätte am liebsten die Skier wieder angeschnallt, um hinterherzulaufen. Am Ziel dann trafen sich mein und Galinas Blicke, und ich fürchtete, sie könnte jetzt sagen: Nur zwei von den fünfzig Läuferinnen haben aufgegeben, die schwer gestürzte Ljuba Netschajewa und du!

Warum du? In diesem Moment schwor ich mir, nie wieder und unter keinen Umständen aus einem Rennen auszusteigen. Dem Schwur bin ich bis heute treu geblieben. „Schuld" daran war die in ihrer grenzenlosen Liebe zum Skilauf unerreichbare Galina Kulakowa!

Obwohl Galina, eine Utmurtin, zehn Jahre älter war als ich, wurde sie meine Freundin. Auf Reisen teilten wir gemeinsam das Zimmer. Und immer wieder hat mir Galja Wege gewiesen und mich mit einer schweren Wissenschaft vertraut gemacht – der Wissenschaft, zu siegen. Ich war lange mit ihr zusammen, sie lief ja noch, als sie schon vierzig war. Heute, da sie nicht mehr an meiner Seite ist, lebe ich von ihren immer gutgemeinten Ratschlägen, von ihren Erfahrungen und ihrer Fähigkeit, auch in der Niederlage ein Vorbild für alle zu sein. Auch meine Mutter Matrjona Afanassjewna war eine der vielen, die Galja über alles verehrten.

Miteinander bekannt wurden die beiden, als bei uns zu Hause in Syktywkar UdSSR-Meisterschaften waren. Dort schlug für mich die unvergessene Stunde, da ich Galina zum ersten Mal besiegte. Und zwar in der Staffel. Als Schlußläuferinnen lieferten wir uns einen großen Kampf, in dem ich alles offenbarte, was ich als gelehrige Schülerin dieser unvergleichlichen Läuferin gelernt hatte. Ich besiegte die Freundin mit deren eigener Waffe – einer Taktik, die sie beherrschte wie keine andere. In der Hitze des Gefechts wurde mir gar nicht richtig bewußt, wie mein Sieg eigentlich zustandekam. Doch eines weiß ich noch genau: Galina küßte mich, weil ich sie, die Sieggewohnte, nicht hatte siegen lassen. Ein Vorbild, wer mit solcher Würde zu verlieren versteht!

Ich werde manchmal gefragt, ob ich das ermüdende Training nicht langsam satt hätte – die Stunden, da die Finger vor Kälte absterben, die Muskeln wehtun, der Rücken wie von einem Eispanzer bedeckt ist und vom zu Reif gewordenen Atem die Haare weiß werden. Wenn du müde bist und nicht mehr willst, aber m u ß t !

Ach, sage ich dann immer, habt ihr euch jemals eingebildet, Sport, und der Skilauf insbesondere, seien eine komfortable Angelegenheit? Wer die Arbeit nur hochleben läßt und hinterm Ofen verweichlicht, hat hier nichts zu suchen. Ich weiß, was Arbeit ist, wie sich in ihrem Gefolge Fleiß, Geduld, Zuverlässigkeit und Selbstdisziplin wie von selbst entwickeln.

Als ich noch ein Kind war, haben mich meine Eltern nie mit Arbeit bestraft, denn Arbeit war bei uns immer etwas Ehrenvolles, etwas Angeborenes. Um darin Freude und Genugtuung zu finden, haben sie nicht erst Makarenko oder Suchomlinski lesen müssen. Manchmal frage ich mich auch, warum gerade Skiläufer oft aus Dörfern oder Bergregionen kommen, die kaum einer kennt...

(Nach einem Material aus „Sowjetski Sport". Fotos: APN, TASS)

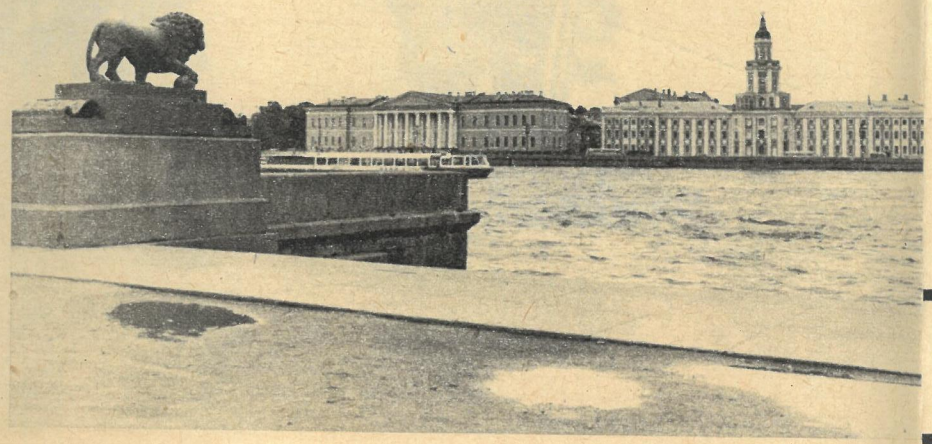
Nach achtzehn Jahren in Fleisch und Blut übergegangenem „normalen" Skilauf Umstellung auf eine neue Technik – den Schlittschuhschritt: Raissa Smetanina (Nr. 47) bei der WM '85 in Seefeld.

Die russische Glasmosaikkunst geht auf sein Konto. In der Kiewer Rus war diese Technik noch bekannt. Danach geriet sie 700 Jahre in Vergessenheit. Michail Wassiljewitsch Lomonossow (Bild links) entdeckte sie wieder. Aus Smalten, farbigem flüssigem Glas, stellte er Möbel und Porträts

Das verschuldete

Stellen wir uns einen kalten, regnerischen Märztag des Jahres 1726 vor. Irgendwo in der Ecke des weitläufigen Bauerngehöfts ist ein 15jähriger Bursche in sein Buch versunken. Mehrfach schon wurde er gerufen. Doch er hört nichts. Voller Zorn stampft die Stiefmutter auf den Boden und verwünscht die unglückseligen Bücher. Unnützes Zeug, das nur von der Arbeit abhält. – Solche Szenen müssen sich oft im Hause des Staatsbauern Wassili Dorofejewitsch Lomonossow, im Archangelsker Gebiet, abgespielt haben.

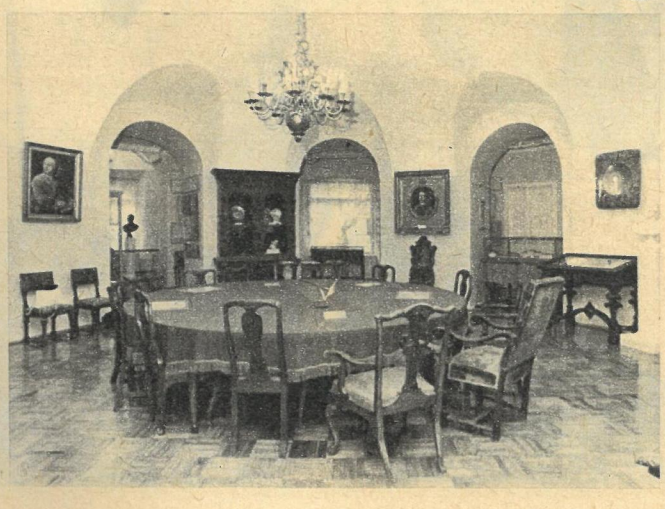
Seitdem Michail Wassiljewitsch als Zwölfjähriger beim Gemeindeküster die Kunst des Lesens und Schreibens erlernte, läßt ihn diese Leidenschaft nicht mehr los. Besonders zwei Bücher haben es ihm angetan, die slawische Grammatik und ein Lehrbuch der Arithmetik, geschrieben für Navigationsschüler. Diese trägt er ständig bei sich. Lernt sie auswendig. Dazu ist der Bursche Michailo kühn und mutig. Eigenschaften, die er bei den langen Fahrten auf dem Zweimaster „Tschaika“ erwarb. Denn bereits den Zehnjährigen nahm der Vater mit zum Kabeljaufang an die ferne Murmanküste. Und selbstbewußt



her – wie das von Peter I. (Bild rechts). Doch diese Kunst, die ihm Schulden einbrachte, war nur ein Mosaiksteinchen in seinem umfassenden Schaffen. Gleichermaßen erfolgreich forschte er in der Physik, Chemie, Geschichte, Geographie, Mineralogie, betrieb er Grammatik und schrieb Verse.

Universalgenie

Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar



Leningrad-Panorama an der Newa mit Blick auf die Wirkungsstätten von Lomonossow. In der Kunstkammer (rechts) ist in der dritten Etage ein Memorial-Museum für den Gelehrten eingerichtet. Das rechte Foto zeigt dessen Innenraum.

sind die Pomoren, wie man die Küstenbewohner am Weißen Meer nennt. Sie leben nicht unter der Knute der Leibeigenschaft, sondern befahren mit ihren Schiffen das Meer, treiben Handel, bestellen ihre Felder als freie, steuerpflichtige Bauern. Zu ihnen gehören seit Generationen die Lomonossows, die auf der „Großen Insel" in der nördlichen Dwina siedeln. In dieser Gegend sind auch die Besuche Peters I. noch lebhaft in Erinnerung, der den wirtschaftlichen Aufschwung des Archangelsker Gebiets – damals einziges Tor zu Europa – vorantrieb.

Der ausgelachte Lateinschüler

Michail Wassiljewitsch Lomonossow, voller Lernbegier und des ständigen Unmuts der Stiefmutter leid, beschließt, anderswo mehr zu lernen. Heimlich verläßt er sein Dorf. Er geht nach Moskau und wird Zögling der „Spasski-Schule", einer kirchlichen Lehranstalt. Allerdings muß er sich, um Latein, die Sprache der Wissenschaft, zu lernen, als Sohn eines Adligen ausgeben, ist doch kopfsteuerpflichtigen Bauernkindern der Besuch höherer Schulen verwehrt. Als der

Das verschuldete Universalgenie

So waren deutsche Studenten Mitte des 18. Jahrhunderts gekleidet. Kein Wunder, daß die „Petersburger Russen“ Schulden machen mußten.

eine von Lomonossow 1739 an die Akademie gesandte „Physikalische Dissertation“ beweist. Doch sie sind auch leichtsinnig. Das studentische Leben ist teuer: Samthut, seidene Strümpfe, Schuhe mit Straßschnallen und Degen sind Pflicht. Wehe, wenn der Universitätspedell einen Studenten öffentlich ohne Degen antrifft! Ein Gulden Strafe ist fällig. So machen die Russen, trotz der 300 Taler, die sie jährlich bekommen, Schulden, stellen Wechsel aus. Ein Lotterbube war Lomonossow aber nicht, obwohl er mit 613 Reichstalern bei Marburger Wucherern in der Kreide stand. Die erbosten Petersburger Gelehrten zahlen zähneknirschend, kürzen aber auch das Stipendium um die Hälfte und schicken die drei auf schnellstem Wege zum geizigen, groben und knochentrockenen Bergrat Johann Friedrich Henckel nach Freiberg.

Langweilig und altertümlich ist sein Unterricht. Nichts für den allem Neuen aufgeschlossenen Lomonossow. Als Henkel nun, um jenen zu zügeln, ihn tagelang Gifte zerreiben läßt, kommt es bald zum Krach. Tobend und Henckel einen „Hundsfott“ schimpfend, verläßt 1740 Lomonossow umgehend Freiberg. Er wandert von Deutschland nach Holland, sucht Hilfe für die Überfahrt in die Heimat. Zwischendurch heiratet er noch kurz entschlossen die Tochter eines Marburger Bierbrauers, Elisabeth Christine Zilchin. Sie muß er (vorübergehend) in Deutschland zurücklassen, als ihm die Akademie endlich das Geld für die Heimreise schickt.

Adjunkt unter Hausarrest

In Petersburg angekommen, stürzt er sich in die wissenschaftliche Arbeit, wird Adjunkt der Physikklasse der Akademie und hält Vorlesungen zur Physik, Chemie, Naturkunde und daneben auch zum Versbau. Doch auch an der Newa ist ihm sein aufbrausendes Temperament wenig hilfreich. Er legt sich mit den in der Akademieverwaltung herrschenden Ausländern an. Denn im Windschatten erstklassiger Forscher wie Euler, Krafft, Bernoulli, Gellert macht sich auch mancher „Bodensatz“ in der Newametropole breit. Bald hatten gewinnsüchtige Bürokraten, denen mehr das eigene Wohl als das der russischen Wissenschaften am Herzen lag, an der Akademie das Sagen. Es ärgert ihn einfach, daß Nichtskönner die Geschicke dieser wissenschaftlichen Einrichtung lenken. Er läßt sich hinreißen und wird dafür unter Hausarrest gestellt, nutzt aber die Zeit, um seine Abhandlung „Über den Glanz der Metalle“ zu schreiben. Die Zarin Elisabeth Petrowa begnadigt ihn schließlich. Doch er muß sich öffentlich bei den beleidigten Professoren entschuldigen.

Sein Ansehen wächst trotzdem. Der zu dieser Zeit in Berlin lebende Euler bestätigt, daß Lomonossows Arbeiten zur Physik und Chemie außergewöhnlich sind. Er veröffentlicht bewußt all seine Arbeiten nicht in Latein, sondern in der Muttersprache, obwohl er mitunter erst Fachwörter dafür erfinden muß. 1745 wird Lomonossow Professor und zugleich Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Er erhält den Lehrstuhl für Chemie.

„Meine Chemie ist physikalisch“, knapp Zwanzigjährige endlich mit halb so alten Schülern in der unteren Klasse sitzt, lachen sie ihn aus. Das stachelt ihn jedoch nur an: In zweieinhalb Jahren absolviert er vier Klassen! 1735 besteht er das Examen – er ist 24 Jahre alt. Was nun? Auf keinen Fall will er Pope oder Mediziner werden. So kommt ihm ein Angebot gerade recht. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften, zehn Jahre zuvor von Peter dem Großen gegründet, sucht zwanzig Schüler mit Lateinkenntnissen, um sie in naturwissenschaftlichen Disziplinen weiterzubilden. Es gab zu jener Zeit wenig akademisch gebildete Russen, kaum russische Gelehrte. So holte die Akademie, um ihre eigene Intelligenz heranzubilden, Ausländer nach Petersburg. Später berühmte Wissenschaftler wie der Mathematiker Leonhard Euler und die Brüder Bernoulli waren unter ihnen.

Rußland braucht also Fachleute. Die Petersburger Akademie schickt Studenten nach Deutschland, um sie bei befreundeten Professoren wie Christian Wolff, Förderer und Ehrenmitglied der russischen Akademie, ausbilden zu lassen. Lomonossow und zwei seiner Kameraden fahren zu Wolff an die Marburger Universität und später nach Freiberg, um Bergbauwissenschaften zu erlernen. Fleißig studieren die „Petersburger Russen“, wie

hat er selbst einmal gesagt. Das bedeutet, er hat sich vom Standpunkt der Physik aus der Chemie genähert. Auf diese Weise formuliert er 1748 den Gedanken von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, beschäftigt sich mit Erscheinungen der Kristallisation und der Lichtbrechung. Er unternimmt viele Versuche zum Nachweis von Elektrizität – bei einem wird sein Freund Richmann durch Blitzschlag getötet. Während die Alchimisten und Pfuscher seiner Zeit noch auf den Zufall bauen, faßt der Theoretiker Lomonossow die Chemie erstmals als Wissenschaft von den Veränderungen auf.

Eine unverkäufliche Erfindung

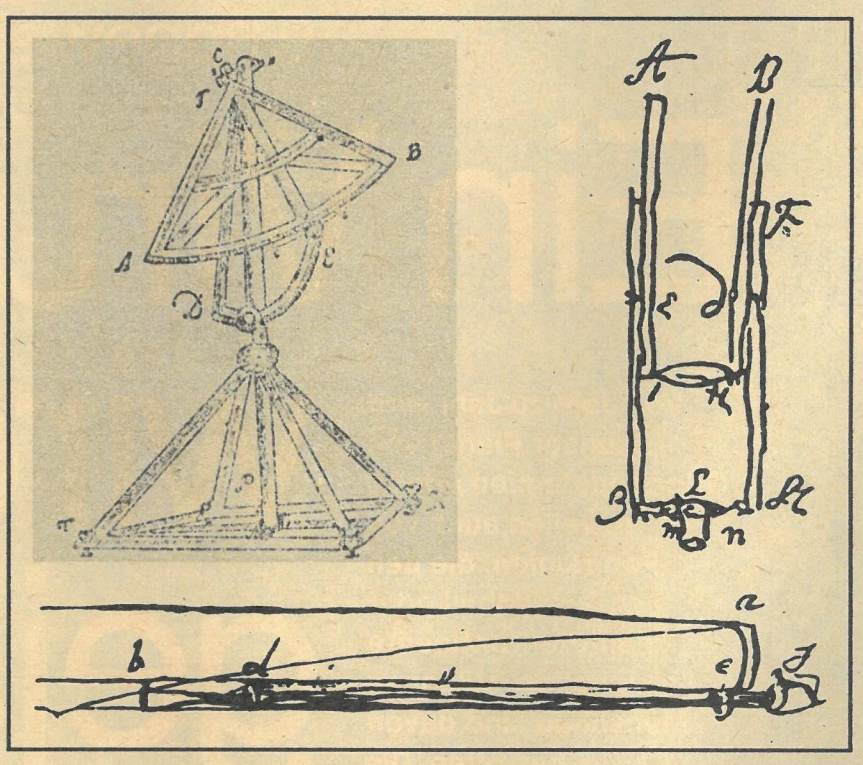
Doch Lomonossow war durchaus auch praktischen Problemen gegenüber aufgeschlossen. Das zeigen seine neuartigen Versuche, undurchsichtiges, farbiges Glas herzustellen. Eine Fähigkeit, die in der Kiewer Rus noch bekannt und die seit dem 12. Jahrhundert in Rußland verlorengegangen war. Lomonossow experimentiert mit den unterschiedlichsten Farben und Zusammensetzungen. Tage und Nächte verbringt er in dem 1748 von der Akademie eingerichteten chemischen Labor. Tausende Versuche unternimmt er, um den italienischen Meistern, die ihr Geheimnis wie ihren Augapfel hüten, auf die Spur zu kommen. Die Gewichte der verwendeten Stoffe, die Schmelzverfahren und -temperaturen hält er sorgfältig fest. Schließlich gelingt es ihm, farbenreichere und -prächtigere undurchsichtige Glasflüsse herzustellen als die der Italiener. Kupfertafeln dienen den Mosaikbildnern als Unterlage, auf der sie mit Mörtel Mosaiksteinchen aneinanderfügen wie ein Maler seine Farben.

Mit kaiserlichen Genehmigungen und einem großzügigen Darlehen versehen, wird in einer Fabrik auf seinem Gut, das ihm die Zarin schenkte, farbiges Glas gefertigt. Doch bei all seinen Fähigkeiten ist der Gelehrte kein Geschäftsmann. Die Mosaike und Glasperlen lassen sich nicht verkaufen. Und bald hat Lomonossow 14 000 Rubel Schulden. Außer Spesen bringt ihm die Mosaikkunst nur die Mitgliedschaft in der Petersburger Akademie der Künste ein; sein Vermögen und das Darlehen sind aufgebraucht.

Viele Seiten noch könnte man füllen mit den Erkenntnissen und Verdiensten Lomonossows: Er schreibt die erste altrussische Geschichte (von den Anfängen bis 1054), schafft ein neues System für den Versbau im Russischen, das noch heute Gültigkeit besitzt. Er regt die Suche nach dem Nördlichen Seeweg an, der später gefunden wird, entdeckt die Venusatmosphäre. Manches bleibt notgedrungen fragmentarisch, denn der Universalgelehrte lebte ja nur 54 Jahre.

Mit Lomonossows Wirken – und das ist vielleicht auch sein bleibendes Verdienst – ändert sich allmählich die Haltung der russischen Gesellschaft zur Wissenschaft. Rußland gewinnt auf diesem Gebiet Anschluß an die westeuropäische Kultur und Bildung, tritt mit dieser in Wechselbeziehung. Lomonossow tut viel zur Verbreitung der Wissenschaft – schreibt in seiner Muttersprache, hält öffentlich Reden und Vorträge, ist Mitbegründer der Moskauer Universität, die heute seinen Namen trägt. Gedankt hat man es ihm nicht! Er ist nicht einmal zur Eröffnungsfeier eingeladen worden. Vom Hofe ungeliebt, stirbt Lomonossow (dessen 275. Geburtstag wir am 19. November begehen) 1765. Der Thronfolger, Sohn Katharinas II., soll gesagt haben: „Warum den Dummkopf beklagen, er hat bloß die Staatskasse ruiniert und nichts geleistet."

Seine Schüler jedoch und viele Gelehrte seiner Zeit ehren ihn hoch. Die Schwedische Akademie der Wissenschaften wählt ihn zu ihrem Mitglied. Und Alexander Puschkin würdigt den Genius Rußlands: „Er schuf die erste Universität. Besser gesagt, er war selbst unsere erste Universität."



Diese Zeichnungen stammen von dem großen russischen Gelehrten. Die linke zeigt ein von Lomonossow erfundenes Instrument zur Meridianbestimmung, rechts ein „Nachtsichtgerät" und unten ein Teleskop.

Fotos: Karin Petras; ADN/ZB; Repro.

An der Gründung der Staatlichen Moskauer Universität, die heute Lomonossows Namen trägt, hatte der Gelehrte großen Anteil.

Bei dem geizigen Bergrat Henckel am Freiberger Obermarkt wohnte Lomonossow während seines Studiums von 1739 bis 1740.

In der Leningrader Innenstadt liegt der Alexander-Newski-Friedhof, wo auch das Grab Lomonossows zu finden ist.

Grippewetter:

Ein Virus wird gejagt

Von Jahr zu Jahr wird unser Planet von Grippeepidemien erfaßt, zuweilen auch von Pandemien, die den ganzen Erdball oder mehrere Kontinente heimsuchen. Millionen Menschen sind davon betroffen. Die internationale Forschung bietet mehr und mehr wirksame Impfstoffe an, welche die Erkrankungen fernhalten oder ihre Folgen erheblich lindern. Bei der Entwicklung neuer hochwirksamer Vakzine stellen sich noch beträchtliche Hindernisse in den Weg. FREIE WELT-Mitarbeiter Heinz Bartel (Interview) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten in Leningrad das Allunions-Grippeforschungsinstitut des Ministeriums für Gesundheitswesen der UdSSR und sprachen dort mit Direktor Professor Georgi Karpuchin und Professor Jakow Schwarzman.

Alle Jahre wieder: Es ist Grippezeit. Die „letzte Pest der Menschheit" sitzt, so scheint's, noch immer fest im Sattel...

Prof. Karpuchin: Schon seit der Antike, zur Zeit des Hippokrates, war sie bekannt. Aus dem Jahre 1193 sind Ausbrüche von Grippeerkrankungen überliefert, die Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts berichten über acht Epidemien. Allerdings warfen die Chronisten Grippe mit der Pest, dem Typhus und der Cholera nicht selten in einen Topf und sprachen allgemein von Seuchenfieber, Seuchen oder epidemischen Krankheiten. Zum Ende des vorigen Jahrhunderts gingen die Mediziner schon davon aus, daß der Erreger auf dem Luftwege in den menschlichen Körper kommt. Im Jahre 1933 entdeckte der englische Forscher Christopher Andrewes den Virus beim Menschen. Und unser Zweikampf mit ihm hält bis heute an.

Welchen Platz messen Sie der Grippe zu in der Reihe anderer Erkrankungen?

Prof. Karpuchin: In unserer Zeit der wissenschaftlich-technischen Revolution, in der die Menschen durch die Technik räumlich immer mehr zusammenrücken, große Gruppen aus den unterschiedlichsten Erdregionen miteinander Kontakt haben, verstärkt die Grippe ihre Aggressivität. Diese ist nicht zu verwechseln – wie es häufig geschieht – mit Schnupfen, Husten, Heiserkeit, sondern sie stellt eine lebensbedrohliche Erkrankung dar. Wenn ich im Hinblick auf die Probleme des Gesundheitswesens in seiner Bedeutung für die Volkswirtschaft eine Reihenfolge aufstellen soll, so stünden die Herz-Kreislauf-Krankheiten an erster Stelle, gefolgt von Krebs, und den dritten Platz hätte die

Ein Virus wird gejagt

Grippe einschließlich der Erkrankungen der Atemwege inne. Daran leiden in der UdSSR jährlich 60 bis 65 Millionen Menschen. Mit der damit verbundenen Arbeitsunfähigkeit kommt die Wirtschaft auf einen Verlust von fünf bis sechs Milliarden Rubel. Die Situation ist in anderen Ländern ähnlich. Nicht zufällig sieht die Weltgesundheitsorganisation in einer wirksamen Grippebekämpfung einen Hauptweg zu einer aktiven Langlebigkeit und einer Gesundung der Bevölkerung auf unserem Planeten.

Was macht den Kampf gegen den Grippevirus eigentlich so schwer?

Prof. Karpuchin: Daß er, wie ein formvollendeter Hochstapler, ständig sein Äußeres verändert. Und damit die Immunisierung seiner Opfer kompliziert. Bekanntlich unterscheiden wir die drei Virusgruppen A, B und C mit ihren unzähligen Unterarten. Die C-Gruppe ist recht selten, verursacht keine Epidemien, sondern nur Erkrankungen im regionalen Rahmen. Dafür treiben es die A- und B-Viren um so schlimmer. Doch während die letzteren in ihrer Struktur ziemlich stabil sind und (in der UdSSR) einmal in zwei bis drei Jahren auftreten, erscheint der A-Virus wie eine rätselhafte Sphinx. In den letzten 70 Jahren hat er sich fünfmal völlig verwandelt, brachte er neue Untertypen hervor, die sich von ihren Vorgängern grundsätzlich unterscheiden. Zum Beispiel gab es 1977 einen überraschenden Wechsel in der erwarteten Reihenfolge, die gelautet hatte: A0 – A1 – A2 – A3. Logischerweise hätte A4 folgen müssen. Kam aber nicht, dafür kehrte A1 zurück.

Soll das heißen, daß bereits erkannte und bekannte Grippeviren immer mal wieder von neuem auftauchen und Epidemien verursachen können?

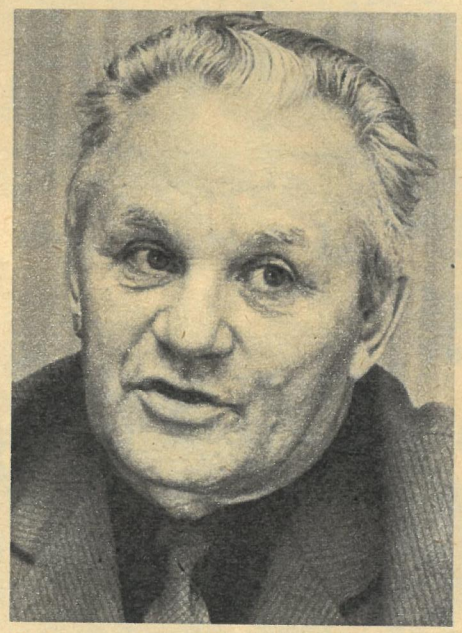
Prof. Schwarzman: Ja, der Virus von 1977 war der Auslöser der Epidemien und Pandemien der Jahre 1947 bis 1956. Allerdings wies die neue Epidemie eine bemerkenswerte Besonderheit auf. Personen im Alter von über 25 Jahren, die während der ersten Zirkulation hätten infiziert werden können, erkrankten fünf- bis achtmal seltener als ihre jüngeren Zeitgenossen. Bei ihnen konnten Antikörper nachgewiesen werden, die zum Schutz des Organismus besonders bei wiederholter Infektion oder nach einer Immunisierung gebildet werden. Daraus könnte man den Schluß ziehen, daß eine Immunität bei ein und derselben Virusvariante zwanzig Jahre lang vorhalten kann.

Gibt es überhaupt beim Menschen eine mehr oder weniger universelle Immunität gegenüber den unterschiedlichsten Grippeviren?

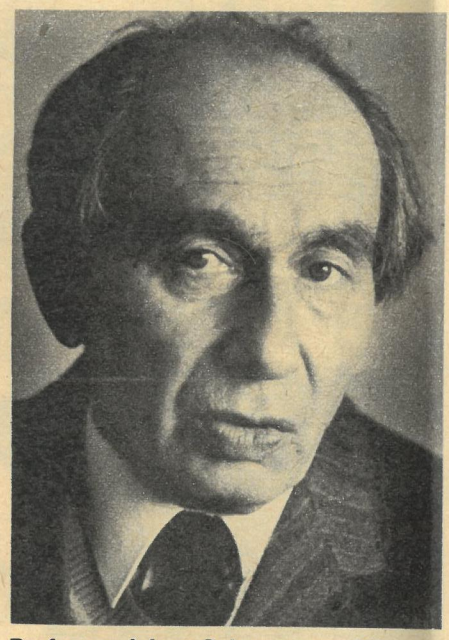
Prof. Schwarzman: Im Winter 1964 flammte auf der Inselgruppe der Karolinen im Stillen Ozean eine Grippeepidemie auf. Sie verlief „normal“ ohne spektakuläre Wirkungen. Ein halbes Jahr später verließ ein Schiff die Zentralinsel der West-Karolinen und steuerte einige kleine Inselchen an, auf denen jeweils etwa 800 bis 900 Menschen leben. Alle Besuche endeten dramatisch. Fast alle Bewohner erkrankten an Grippe, der Krankheitsverlauf war sehr schwer, begleitet von vielen Komplikationen, bis sechs Prozent der Kranken starben. Ähnliche schwere Epidemien sind auch aus anderen Regionen her bekannt. Den tragischen Rekord hält hier die Eskimosiedlung auf der Viktoria-Insel vor der Küste Nordamerikas. Im Jahre 1949 erkrankten hier alle Einwohner, ein Fünftel fand den Tod. In diesen Siedlungen hatte es jahrzehntelang keinen Grippefall gegeben. Die Wissenschaftler kamen zu dem Schluß, daß sich jener außergewöhnliche Verlauf der Epidemien aus dem Fehlen von Antikörpern bei den Personen dieser isolierten Regionen erklärt.

Im Jahre 1957 tauchte ein neuer Grippeerreger auf, gegen den alle Personen unter 60 Jahren – also die überwiegende Zahl der Erdbevölkerung – über keine Antikörper verfügten. Tatsächlich entwickelte sich eine alle Kontinente erfassende Pandemie. Doch nur etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung erkrankte. Zudem hatte sie überwiegend einen relativ leichten Verlauf.

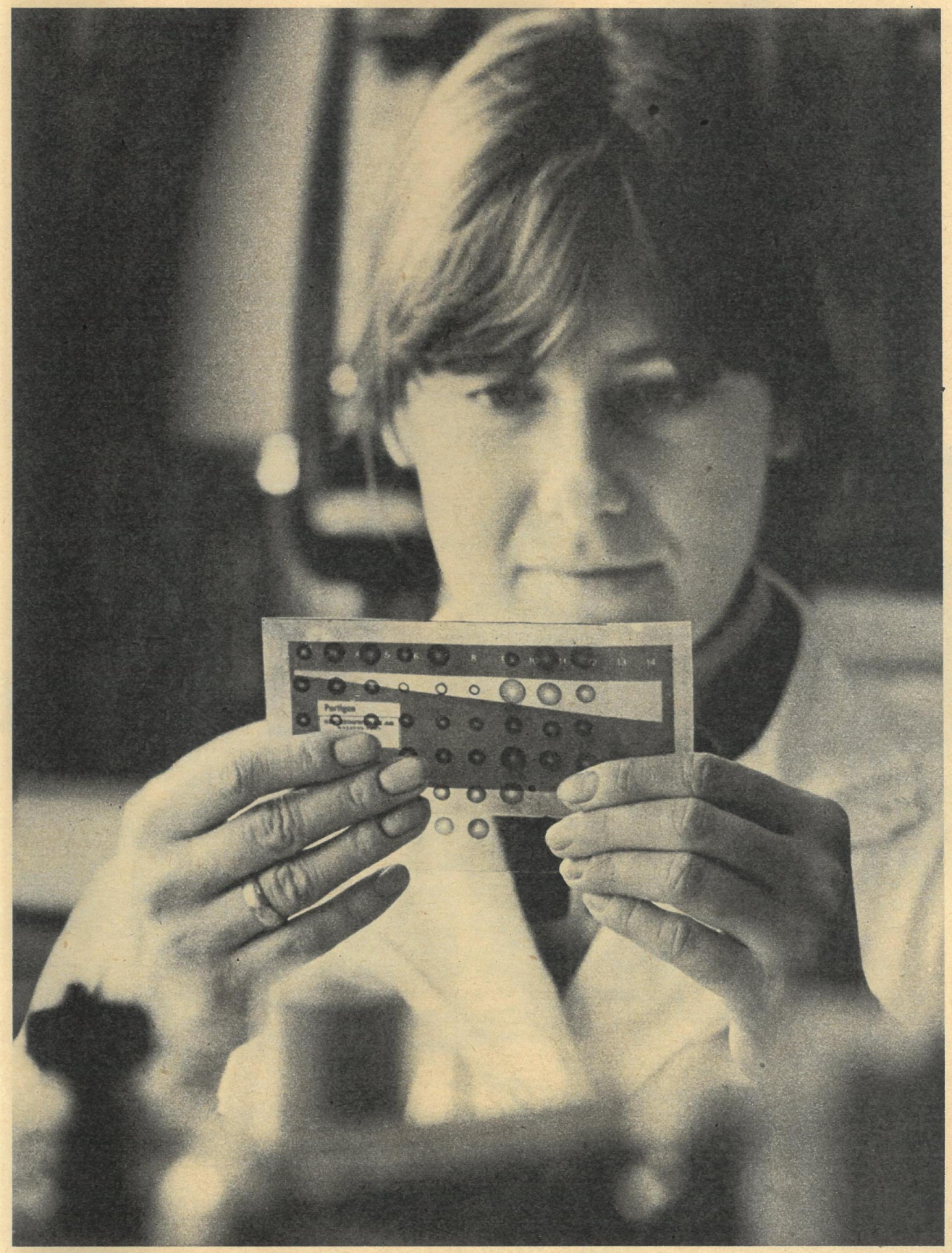
Unserer Ansicht nach liegt die Erklärung darin, daß sich die Grippeimmunität nicht allein auf die Bildung von Antikörpern im Blut reduzieren läßt. Ganz offensichtlich existieren noch andere Mechanismen, die eine Gripperesistenz hervorrufen. Sie funktionieren – wenn auch weniger wirkungsvoll als die Abwehr mittels Antikörper – bei der Mehrzahl der erwachsenen Be-



Professor Georgi Karpuchin: Die Grippe ist nicht mit Schnupfen, Husten oder Heiserkeit zu verwechseln, sondern stellt überall in der Welt eine lebensbedrohliche Erkrankung dar.



Professor Jakow Schwarzman: Wir haben ein Komplexpräparat entwikkelt, das bei unseren Versuchstieren (Mäusen) einen hohen Grad von Gripperesistenz erzielt hat.



Im Leningrader Grippeinstitut: Bestimmung von Antikörpern, die den Virus bekämpfen (Foto oben). Forschung an Viren mit der Zentrifuge (Foto links).

völkerung. Daraus läßt sich der Schluß ziehen: Neben der Immunität gegenüber einem bestimmten Virusstamm existiert eine universelle Immunität gegenüber den verschiedensten Grippeviren. Gäbe es sie nicht, hätte 1957 die gesamte Erdbevölkerung – nicht nur ein Drittel – erkranken müssen. Daraus ergibt sich jedoch eine weitere wichtige Schlußfolgerung: Wenn sich nun eine solche Immunität unter natürlichen Bedingungen als Ergebnis einer Vielzahl von Kontakten mit den verschiedenen Varianten des Virus herausbildet, so muß es im Prinzip auch möglich sein, sie künstlich zu produzieren, das heißt universelle Impfstoffe zu entwickeln.

Welchen Wert haben die gegenwärtigen Schutzimpfungen gegen die Grippe?

Prof. Schwarzman: Bekanntlich werden mit jeder Infektion des menschlichen (wie auch des tierischen) Organismus durch einen Virus Antikörper gebildet, die den Eindringling erkennen und unschädlich machen. Die Impfung soll, ohne die Krankheit auszulösen, die Antikörperbildung und die damit verbundene Immunität künstlich bewerkstelligen. Die Schwierigkeiten bei der Grippeprophylaxe hängen, wie schon gesagt, in erster Linie damit zusammen, daß der Virus die Fähigkeit hat, die Struktur seines Antigenteils immer wieder zu verändern. Die Möglichkeit, diese Veränderungen frühzeitig zu prognostizieren und rechtzeitig das passende Gegenmittel zu entwickeln, gibt es zur Zeit noch nicht. Heute stehen Impfstoffe, die den jeweilig aktuellen Virus enthalten, nach den ersten Erkrankungswellen zur Verfügung. Geimpfte Personen erkranken zweimal seltener als nicht geimpfte. Oder die Grippe verläuft weitaus leichter und führt wesentlich seltener zu Komplikationen. Diese Impfstoffe bilden freilich nicht nur einen Schutz gegen den gefährlichen Grippevirus, sondern erfüllen auch Abwehraufgaben gegen die Erkältungskrankheiten.

Wie wird der Impfstoff der Zukunft aussehen? Werden wir eines Tages das Allheilmittel gegen die Grippe haben?

Prof. Schwarzman: In den letzten Jahren wurden Untersuchungen zur Entwicklung neuer Präparate begonnen, die den Menschen vor jeder beliebigen Variante des Virus vom A-Typ, des gefährlichsten Grippeerregers, schützen sollen. International wird in verschiedenen Richtungen gearbeitet. In unserem Institut gehen wir von folgenden Überlegungen aus: Die Wechselbeziehungen zwischen Grippevirus und dem menschlichen Organismus bilden ein System, das sich im Laufe der evolutionären Entwicklung herausgebildet und geformt hat. Deshalb muß das ideale Präparat über alle Qualitäten verfügen, damit es zum richtigen Zeitpunkt die Schutzmechanismen im Körper auslöst. Im Tierexperiment (bei Mäusen) wenden wir ein Komplexpräparat an, das über einen Stoff (Glukan) verfügt, der wichtige Schutzprozesse in Gang bringt. Damit wurde bei den Versuchstieren ein hoher Grad von Gripperesistenz erzielt. Es braucht aber noch viel Zeit und die Arbeit großer Forscherkollektive, damit der Grippeimpfstoff der Zukunft Realität wird.

Prof. Karpuchin: Unsere Arbeit zielt darauf, die bestehenden Präparate immer weiter zu vervollkommnen. Viele Forschungen führen wir als Leitinstitut im Rahmen des RGW gemeinsam mit den sozialistischen Ländern durch, darunter auch mit Ihren Wissenschaftlern des Forschungsinstituts für Lungenkrankheiten und Tuberkulose in Berlin-Buch.

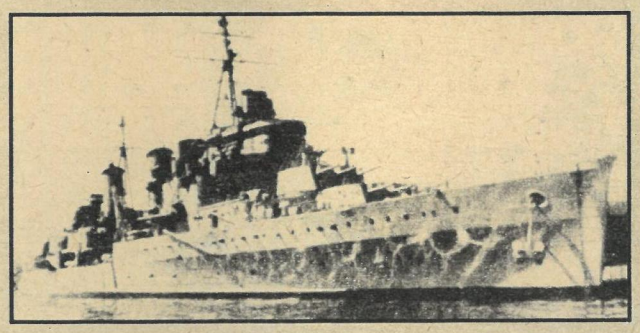
Lesen Sie demnächst: Wie wirksam sind unsere Impfstoffe in der DDR? Neue Waffen gegen die Influenza? FREIE WELT-Fragen an das Forschungsinstitut für Lungenkrankheiten und Tuberkulose in Berlin-Buch.

Aufmachungsfoto: Paszkowiak/Steinberg

Der Schatz in der Barentssee

Die „Edinburgh“ (unsere Fotos) war einer der zweitausend Kreuzer und Schlachtschiffe, die im letzten Weltkrieg untergingen. Doch sie sorgte noch Jahrzehnte später, zunächst 1981 und nun wieder in diesen Herbsttagen, für Schlagzeilen. Der britische Zehntausendtonner hatte Gold an Bord. Viel Gold… FREIE WELT schildert die Geschichte der dramatischen Bergung.

Pures Gold, einen Riesenschatz, soll der Kreuzer „Edinburgh“ durch eiskalte, aber heißumkämpfte Breiten nach England bringen. Kriegsjahr 1942. In Murmansk werden 465 Goldbarren, zusammen fünfeinhalb Tonnen schwer, im Bunker des Briten verstaut. Gold aus der Schatzkammer des Kreml. Wird die „Edinburgh“ durchkommen? Unweit der gut behüteten Kola-Bucht lauern das Schlachtschiff „Tirpitz“, zwei Kreuzer, Zerstörer zweier Flottillen und 20 U-Boote der deutschen Marine auf Kriegsbeute. Todverkündend geistern scharenweise Balkenkreuze der Luftwaffe durch die tiefhängenden Wolken. Leinen los! Die „Edinburgh“ verläßt den schützenden Hafen. Am 30. April, 180 Seemeilen nördlich von Murmansk, wird sie von einem U-Boot entdeckt. Schon das erste Torpedo trifft den Briten. Steuerbords, neben dem Munitionsbunker, in dem das Gold liegt, reißt es ein riesiges Leck in die Bordwand. Das zweite Torpedo! Es demoliert das Heck des Kreuzers. Zwei britische und zwei sowjetische Zerstörer aus dem Geleitschutz des Konvois, an dessen Spitze die „Edinburgh“ läuft, greifen in den Kampf ein. Das faschistische U-Boot taucht ab, verschwindet. Die beiden sowjetischen Schiffe nutzen die Kampfpause, um Poljarny, ihren Flottenstützpunkt, anzulaufen. Bisher ununterbrochen im Einsatz, müssen sie nun aufbunkern. Ein neuer Angriff ist sicher. Noch schwimmt die „Edinburgh“, doch der schwergetroffene Goldtransporter ist manövrierunfähig. Schlepper werden herbeibeordert. Aber die Hakenkreuz-Haie sind schon wieder da. Mit Verstärkung. Sie schießen unter und über Wasser und aus der Luft. Die beiden britischen Zerstörer, noch allein, verteidigen den angeschlagenen, aber aus allen Rohren feuernden Kreuzer gegen die Übermacht. Sergej Sinowjew, als Angehöriger der sowjetischen Militärmission in Großbritannien an Bord der „Edinburgh“, gibt später zu Protokoll: „Die Briten kämpften tapfer. Sie versenkten einen faschistischen Zerstörer. Aber das U-Boot traf noch ein drittes Mal...“ 2. Mai. Die „Edinburgh“ hat starke Backbordschlagseite (Foto links). 60 Mann sind gefallen. Konteradmiral Stuart Bonham-Carter, Kommandierender des Konvois: Die Besatzung in die Boote! Dann ergeht Befehl an die britischen Zerstörer: Drei Salven auf die „Edinburgh“! Und bevor die Deutschen noch einmal zuschlagen können, bevor ihnen der Goldschatz in die Hände fallen kann, sinkt das britische Schiff 260 Meter tief auf den Grund der Barentssee. Die Regierung Ihrer Majestät, der Königin von England, erklärt das Wrack zum Soldatenfriedhof und somit zum unantastbaren britischen Territorium. Dieser Status wird von der Sowjetunion sofort respektiert.



Im Hafen von Murmansk: Zehntausendtonner „Edinburgh“, einer der 15 im zweiten Weltkrieg eingesetzten schweren Kreuzer Englands.

Unerreichbar ruht nun das Gold auf dem Meeresboden. Kein Mensch kann zu jener Zeit so tief tauchen und es bergen. Damit wollte die UdSSR englische und amerikanische Waffenlieferungen bezahlen. Die Alliierten schenken dem am schwersten bedrängten Bündnispartner schließlich nichts. Die 13 Prozent der Flugzeuge, die die Sowjetunion neben ihren eigenen in den Kampf schickt, die 7 Prozent aller Panzer und 2 Prozent der Flakgeschütze – LKW und Lebensmittel nicht zu vergessen – müssen bezahlt werden. Gegenüber den USA allein sind 1 Milliarde Dollar zu begleichen, die sie der UdSSR im Oktober 1941 als zinslosen Kredit gewähren. Und nun liegt rund ein Zehntel der Tilgungssumme, eine Schiffsladung voll Gold, im Meer.

Trotz Eiseskälte und riskanter Tiefe lockt dieser Reichtum später so manchen tauchenden Schatzsucher an, denn der Meeresboden rückte näher. Der Mensch lernte es, in den Kosmos zu fliegen und in immer größere Tiefen vorzudringen. Moderne Such- und Bergungstechnik qualifizierte die bis dahin angewandten Methoden, Gegenstände unter Wasser aufzuspüren und zu heben, beinahe zu Kinderplantschereien in der Badewanne. Dennoch – die Jagd nach dem Gold der „Edinburgh“ dauert fast drei Jahre. 1979 gründet der heute 53jährige Brite Keith Jessop, ein erfahrener Berufstaucher, eigens dazu eine Bergungsfirma, die „Jessop Marines Recoveries Ltd.“. Allein will er an das Gold heran. Mit bescheidener Technik und kleiner Mannschaft sucht Jessop verbissen die Weiten des nördlichen Meeres in den potentiell möglichen Planquadraten ab. Stürme und Mißerfolge entmutigen ihn nicht. Er verpfändet sein Haus, nimmt Kredite auf, um im Rennen zu bleiben. Doch der Brite erkennt: Die Suche nach dem Fünftonnenschatz muß mit größerem technischen Aufwand fortgesetzt werden. Er liiert sich mit der schottischen Firma Whartou-Williams, wo er früher als Taucher gearbeitet hatte, und mit der englischen OSA, der „Offshore Supplies Association“. Im Mai 1981 sticht die „Dammtor“, ein Versorgungsschiff, das Jessop bei der Bremer VTG-Reederei charterte und mit Elektronik vollstopfte, in See. Und dieses Unternehmen bringt den ersten Erfolg: Sonargeräte orten das goldträchtige Wrack, eine Unterwasser-Videokamera fixiert die genaue Lage, liefert den Beweis. Auf einem durchlöcherten Beiboot ist der Name des ehemaligen Kreuzers noch zu lesen. Berechnungen werden angestellt. 4 bis 5 Millionen Dollar würde das Bergen des Goldes kosten. Jessop verhandelt. Leonid Bogdanow, Vorsitzender der Versicherungsgesellschaft INGOSSTRACH, vertritt die sowjetische Seite, die ebenso wie die britische Regierung gegenüber der Firma Jessop als rechtmäßiger Besitzer der kostbaren Ladung auftritt. Bogdanow: „Es wurde ein sowjetisch-britisches Abkommen in dieser Angelegenheit abgeschlossen. Die Firma JMR Ltd. unterzeichnete den Bergungsvertrag samt Klausel: Kein Erfolg - keine Zahlung. Äußerst kompliziert und gefährlich würden die Arbeiten werden. Daher wurde der Anteil der Firma mit 45 Prozent festgelegt, falls es gelänge, das Gold zu bergen...“

Der erste Versuch – diesmal geht 180 Seemeilen nördlich von Murmansk das Spezialschiff „Stephaniturm“ vor Anker – beginnt mit einer Enttäuschung. Die Taucher, die erstmalig in so großer Tiefe „freischwimmend“ arbeiten, melden vom Grund der Barentssee: Objekt liegt günstig – Einstieg durch Einschußloch in Steuerbordwand nicht möglich – schwere Wrackteile versperren den Weg... Das verzögert und kompliziert den gesamten Einsatz beträchtlich. In Höhe des Munitionsbunkers muß mit höllenheißer Stichflamme ein neues Einstiegsloch geschnitten werden. Die Panzerplatten sind hier 76 mm stark. Und dahinter liegen nicht nur die begehrten Goldbarren, sondern auch Granaten und Phosphorbomben. Stapelweise. Und sie könnten noch scharf sein. „That's life“, meint der Australier John Rossier (27), einer der zwölf ausgefuchsten Spezialisten des internationalen Teams. „So ist das Leben“, und er fügt hinzu: „Immerhin verdiene ich hier pro Tag an die 2000 Dollar.“ Viel Geld, schweres Geld! In jeder Sekunde hängt das Leben der Taucher am seidenen Faden, besser gesagt, an den gebündelten „Nabelschnüren“, die vom Tauchschiff in das Dunkel der Barentssee herunterreichen: ein Schlauch für das Atemgas, ein Kabel zum Sprechen, ein zweiter Schlauch für heißes Wasser, das ständig in den doppelwandigen Taucheranzügen zirkulieren muß, damit John und die anderen nicht erfrieren. Und oben wachen die Techniker im Kontrollraum an Meßtafeln und Bildschirm mit Argusaugen, daß alles funktioniert. Das geringste Abweichen von der speziellen Zusammensetzung der vorgewärmten Trimix-Mischung, dem Atemgas aus Sauerstoff, Helium und Stickstoff – und schon ist Leben in Gefahr. Über vier Stunden versucht John, im meergetrübten Schein seiner Helmlampe dem dicken Kreuzer mit dem Schneidbrenner beizukommen. Und aus Stunden werden Tage. Nur zu zweit können sie in der Transferkammer, einer Art Taucherglocke, abgesenkt werden, und nur einer kann am Wrack arbeiten, weil der andere ihn von der „Glocke“ aus sichern muß. Wie ein in den freien Raum ausgestiegener Kosmonaut pendelt der Meeresarbeiter an den „Strippen“, sucht in Schlick, Schlamm und Finsternis nach Gold. Um Zeit zu sparen, bleiben die Taucher unter Dauerdruck, der dieser großen Tiefe entspricht (das 25fache des normalen Luftdrucks), und leben nach dem Auftauchen in Druckkammern an Bord. Doch die Arbeiten ziehen sich hin, und bei einigen, so auch bei John Rossier, stellen sich Kopfschmerzen, Schwindelgefühl und Magenbeschwerden ein. Andere Jungs verbrennen sich in ihren „Wärmflaschen“, weil das Wasser zeitweilig überhitzt ist. Deswegen aufgeben? Ohne Gold nach Hause kommen? Die Männer stehen es durch. Nach zwei Wochen schreit John Rossier unten ins Mikro: „Ich hab's, ich habe Gold gefunden!“ Der erste Barren geht von Hand zu Hand. Er funkelt im Licht: MOSKWA, UdSSR; AFFINNASH-SOLOTO; PR 999,9; 11542,7 g; Hammer und Sichel.

Nach weiteren zwei Wochen sind von den 465 bereits 431 der goldenen Quader an Bord der „Stephaniturm“. Da beendet ein schwerer Herbststurm die Aktion. Sie findet ihre Fortsetzung und ihren Abschluß im Herbst dieses Jahres. 99 Prozent des im Krieg verlorenen Goldes werden geborgen. Vereinbarungsgemäß und entsprechend ihren schon 1942 gezahlten Versicherungsbeträgen erhalten die UdSSR 36,7 und die Bank von England 18,3 Prozent. Keith Jessops Anteil: 45 Prozent. Nach Abzug der Expeditionskosten, seiner Schulden und des Anteils der Partner, meinte letzterer, bleibt noch genug für ihn. Sogar für eine neue Schatzsuche. Jessop hat wieder ein gesunkenes Kriegsschiff angepeilt.

Volker Hempel

Fotos: FW-Archiv

Der Bau von Eigenheimen, vorrangig für Arbeiter- und kinderreiche Familien, ist in der DDR fester Bestandteil des Wohnungsbauprogramms. Begünstigt durch großzügige staatliche Maßnahmen zur Grundstücksbereitstellung, Finanzierung und Baudurchführung, entstehen jährlich mehr als 12 000 neue Eigenheime, etwa 10 bis 11 Prozent unseres Neubauvolumens. Diese Häuser ergänzen den staatlichen und genossenschaftlichen Wohnungsbau vor allem an solchen Standorten, wo im betreffenden Zeitraum keine größeren neuen Wohnkomplexe errichtet werden.

Die intensive Entwicklung unserer Städte und Dörfer in den achtziger Jahren stellt hohe Anforderungen an die Planung und Gestaltung der Eigenheimstandorte. Die neuen Wohnbauten sind städtebaulich noch besser in die vorhandenen Baugebiete einzuordnen. Durch wirtschaftliche Grundstücksgrößen und rationelle Bebauungsformen sollen die Baulandflächen und die verkehrs- wie stadttechnische Erschließung der Standorte effektiver genutzt werden. Schließlich geht es um solche Bauformen und Bauweisen, die bei hohem Wohnwert material-, energie- und aufwandsparend sind. Deshalb empfiehlt sich der Bau von Doppel- und Reihenhäusern, die im Vergleich zum freistehenden Einzelhaus einen um 25 bis 30 Prozent geringeren Grundstücksflächenbedarf haben, bis zu 25 Prozent weniger Wandbaustoffe benötigen, bis zu 20 Prozent niedrigere Baukosten und bis zu 35 Prozent geringere Heizungskosten verlangen. Ebenfalls nicht unwesentlich für die Bauherren sind die bedeutend kürzeren Bauzeiten. Die neue Eigenheimsiedlung an der Walter-Rathenau-Straße in Ludwigsfelde, Bezirk Potsdam, ist ein anschauliches Beispiel dafür.

Ausgehend von dem Beschluß der örtlichen Organe zur Errichtung von mehr als 200 Einfamilienhäusern, vor allem bestimmt für die Arbeiter des in aller Welt bekannten Lastkraftwagenwerkes, wurden bereits Ende der siebziger Jahre die ersten Häuser gebaut. Die ein- und zweigeschossigen Typenbauten sind hier jedoch in der Bauphase durch individuelle und nicht aufeinander abgestimmte Zutaten und Veränderungen teilweise in ihrer Gesamtwirkung beeinträchtigt worden.

Beim jetzigen 3. Bauabschnitt mit rund 80 Eigenheimen waren die verantwortlichen Planer im Büro für Städtebau des Bezirkes Potsdam bemüht, diesen Mängeln von vornherein entgegenzuwirken. Die Doppel- und Reihenhäuser bilden hier kleinere, überschaubare Wohngruppen (unser Schaubild und die Fotos), die angerartig gestaltet werden und die zugleich günstige Bedingungen für die Pflege guter Nachbarschaftsbeziehungen zwischen den Bewohnern bieten.

Die für eine Familiengröße bis zu 6 Personen geeigneten, variabel einsetzbaren Häuser des Typs „B 2“ wurden im Institut für Landwirtschaftliche Bauten der Bauakademie der DDR entworfen und im VEB (K) Bau Belzig projektiert. Sie werden von den künftigen Bewohnern weitgehend in Eigenleistung errichtet. Die Häuser haben Außenwände aus leicht versetzbaren Gasbetonsteinen, Fertigteildecken und ein ziegelgedecktes Steildach, in dessen unterem Bereich die Fenster für das Kinderzimmer und das Schlafzimmer eingeschnitten sind.

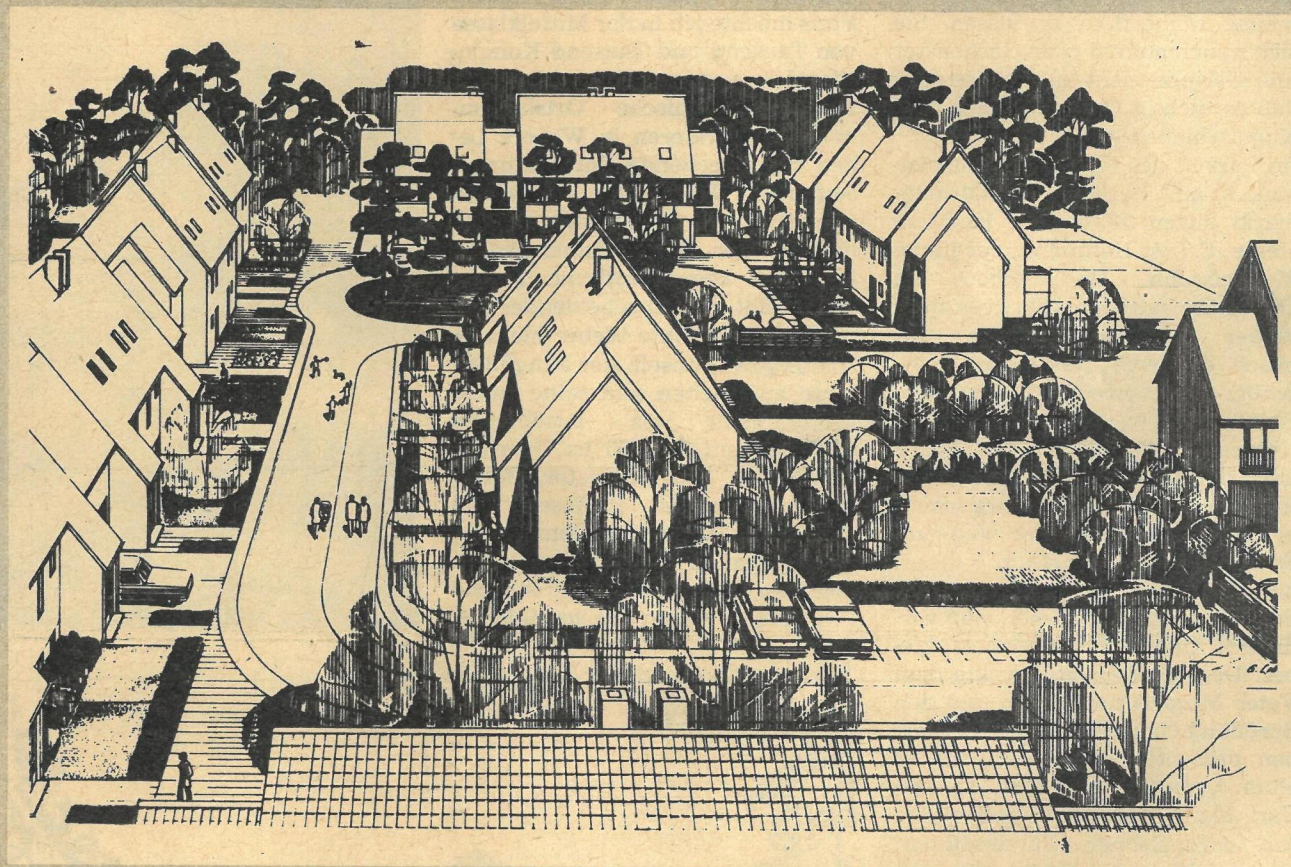
Etwa ein Viertel aller Eigenheime im Bezirk Potsdam wird gegenwärtig bereits in Form von Doppel- und Reihenhäusern gebaut. Standortbezogen differenziert in der Detail- und Farbgestaltung, wird dabei der in Ludwigsfelde erprobte Haustyp „B 2“ auch in anderen Städten des Bezirks gebaut.

Zeichnung: Günter Lehmann, Büro für Städtebau, Rat des Bezirkes Potsdam; Fotos: D. Steinberg

Heute und morgen in unserer Stadt (8)

Ludwigsfelder Eigenheime

**Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf,
Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR**



Eine Urkunde über meine Familie und die anderen, die am Bau mitgewirkt haben, ist im Fundament unseres Hauses eingemauert. Eine kleine Schnapsflasche wird man dereinst dort auch finden ... Von Anfang an war der Bau unserer 50 Eigenheime in der Harro-Schulze-Boysen-Straße ein Gemeinschaftswerk. Da hat sich Nachbarschaftshilfe bewährt, lange, bevor wir nebeneinander wohnten. Das IFA-Lastkraftwagenwerk, unser Betrieb, hat uns gut unterstützt. Für fachgerechte Bauarbeiten wurden Feierabendbrigaden angeheuert. Wir künftigen Bewohner haben zumindest als Hucker mitgemacht. Schon nach zwei Jahren konnten wir einziehen.

1972 hatte ich geheiratet. Meine Frau (auch bei IFA beschäftigt) und ich, wir mußten noch jahrelang bei den Eltern wohnen. Da kann man sich vorstellen, wie glücklich wir jetzt über unsere fünf Zimmer sind. Und unsere drei Sprößlinge fühlen sich in ihren Kinderzimmern wohl. Unser schöner Hausgarten macht uns viel Freude. Und alle Familien halten auch ihren Vorgarten schön in Ordnung. So zeigen sie auch nach außen hin, wie wohl wir uns in unseren Häuschen fühlen. Das Miteinander, das bei der Bauerei entstand, hat nicht aufgehört: Familienfeiern und gemeinsame Ausflüge gibt es bis auf den heutigen Tag. Und natürlich, wenn mal einer Hilfe braucht, wird auch nicht lange geredet.

Burghard Müller
Instandhaltungsmechaniker

Weltruhm kam in Berlin

„Nur den vortrefflichen Maßnahmen der Polizei war es zu danken, daß bei dem fürchterlichen Drang und Kampf nach Eröffnung der Pforten nur Kleider verletzt wurden und bloß kleine Quetschungen vorkamen…“

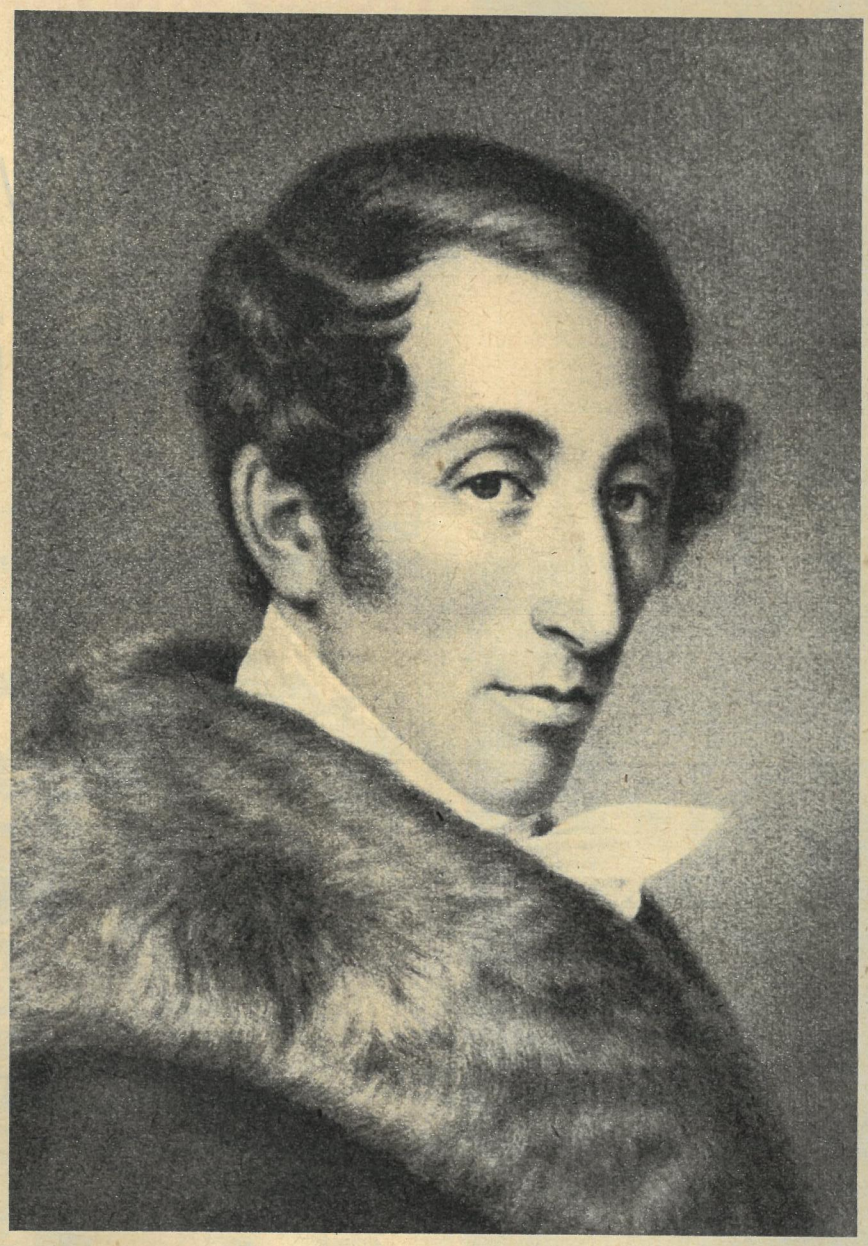
…berichtet Webers Sohn Max Maria. Und ehe der Vorhang sich hebt zur Uraufführung des „Freischütz“, drängt Carl Maria von Weber noch: „Machen Sie die Augen der Eulen tüchtig glühend, ordentlich Fledermäuse umherflattern, lassen Sie sich's auch auf ein paar Gespenster und Gerippe nicht ankommen, nur daß es tüchtig Crescendo mit dem Kugelschießen gebe…“

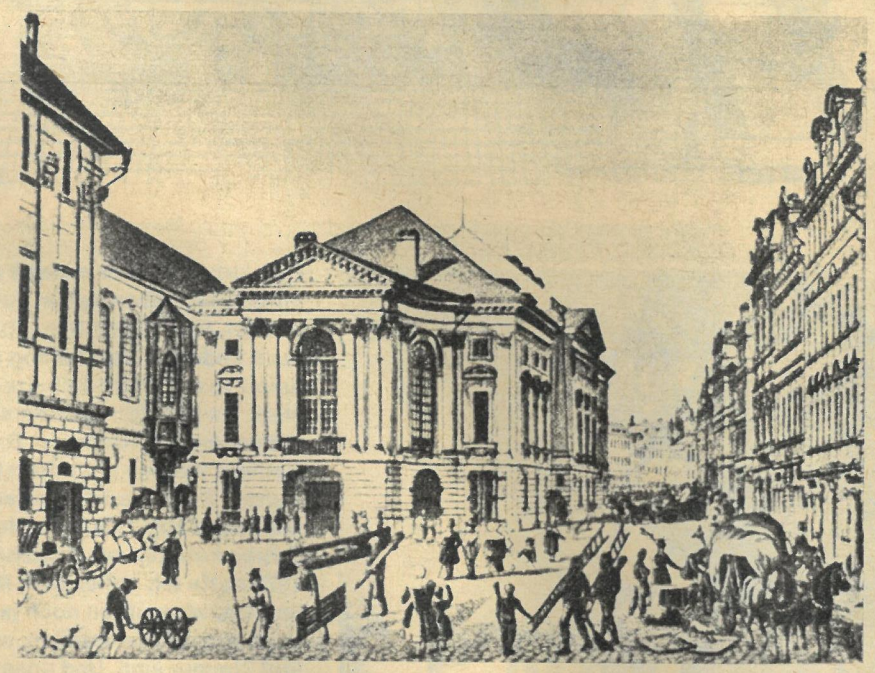
Im Parkett des Großen Schauspielhauses am Berliner Gendarmenmarkt sitzen 1821 auch Heinrich Heine, E.T.A. Hoffmann, der junge Mendelssohn. Und schon die Ouvertüre wird da capo verlangt, Weber am Dirigentenpult stürmisch gefeiert. „Der ganze ‚Freischütz' ist vortrefflich“, schreibt Heine, „und verdient gewiß jenes Interesse, womit er in ganz Deutschland aufgenommen wird… In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore.“ Der Weg zum Ruhm, das Präludium dieses Künstlerlebens sah weniger glücklich aus, „viel durch Leichtsinn verdientes Ungemach“, bekennt Weber. Der unstete Vater wollte dem Vater Mozarts nacheifern und den Sprößling ebenfalls als Wunderknaben präsentieren. So rumpelte er ohne Unterlaß mit dem kleinen Carl Maria über die Landstraßen der europäischen Fürstentümer, von der Welt der Kunst aber sah der „naseweise Schwabenjunge“ nur erborgten Glanz und das Illusionsspiel der Theaterkulissen. Der Vater, in seinem übersteigerten Drang nach höfischer Reputation, stellt ihn als Zögling Haydns vor, wobei sich die Mentorschaft auf Haydns jüngeren Bruder Michael bezog, dessen Vornamen Vater Weber aber geflissentlich wegließ. In seinem falschen Traum vom erzwingbaren Glück erteilte er sich selbst einen Adelstitel und ließ den Sohn gleich zum Baron avancieren, sich dabei freiweg auf eine imaginäre österreichische Adelslinie berufend… In Wirklichkeit waren Franz Anton Webers Vorfahren Bauern, Müller, Jäger; und auch ein Amtmann war dabei.

Billig, hier zu richten. Man mag sich lieber vergegenwärtigen, unter welchen Zwängen ein Künstler, aufgeblasenem Mäzenatentum ausgeliefert, damals seinen Weg suchen mußte.

Carl Maria von Weber fand ihn. Aber nicht durch Tricks und Titel. Vielleicht war es gerade die wackelige Lebensführung des Vaters, welche beim Sohn in Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit umschlug und zu präzisen Lebensvorstellungen führte. „Um keinen Preis möchte ich in der Mittelklasse von Tausend und Tausend Kompositeurlein stehen…“

Drei biographische Ortsbestimmungen markieren in Webers Leben bahnbrechende Entwicklungsstationen: Prag, die Zwischenaufenthalte in Berlin und schließlich Dresden. War in seiner Prager Zeit der kompositorische Ertrag auch nicht von entscheidender Bedeutung, so konnte Weber hier das Umhergeworfensein der Jünglingsjahre aufarbeiten und seine ganze Vielseitigkeit als ausübender Künstler entfalten. Er ist Operndirektor am Ständetheater, formt sich als Dirigent, Regisseur und Theaterpraktiker, was ihm später in Dresden so großartig zustatten kommen sollte. Und wenn er seine Prager Zeit wegen des von ihm beklagten mangelnden Interesses seitens des Publikums auch die „Joch-Jahre“ nennt, gewinnt er doch aus der Begegnung mit der böhmischen Volksmusik frischen Impuls und Bestärkung für sein weiteres kompositorisches Konzept. In Prag findet er auch seine große Liebe, die Sängerin Caroline Brandt, die ihm lebelang die fördernde Gefährtin werden sollte.





Wichtige Station für Carl Maria von Weber (1786–1826) war Prag. Hier sammelte er Theatererfahrung als Operndirektor am Ständetheater (l.), erhielt Impulse aus der böhmischen Volksmusik. Hier heiratete er die Sängerin Caroline Brandt (o.). Der „Freischütz“ in einer zeitgenössischen Illustration (r.) – mit ihm begründete Carl Maria von Weber die deutsche Nationaloper.

Berlin hingegen tat ihm rundherum gut. Er profitierte von der intensiven Beschäftigung mit der Chormusik, wie sie von Zelter gepflegt wurde und gelangt zu unumstrittener Meisterschaft im Komponieren von Chören. „Jägerchor“ und „Jungfernkranz“ wurden unsterblich.

Wird Weber in Berlin auch nicht, wie gehofft, zum Hof- und Kammerkompositeur ernannt, – was Friedrich Wilhelm III. hintertrieb –

Zum 200. Geburtstag Carl Maria von Webers

der spätere Durchbruch mit dem „Freischütz“ am Schauspielhaus wird als großer musikalischer Wurf, sogleich als Geburtsstunde der Nationaloper begriffen und fasziniert in ganz Europa, bis hin nach Rußland…

In Rußland gibt er Michail Glinka, dem „Vater der russischen Musik“, der den „Freischütz“ in Paris durch Berlioz kennengelernt hatte, den Anstoß, sich ebenfalls mit einer volkstümlichen Oper zu versuchen. Und das gelingt Glinka mit „Iwan Sussanin“ dann ebenso glänzend. Webers kühner Griff in die Schatzkammer des Volksliedes fesselt das Interesse des „Mächtigen Häufleins“, zu dem die jungen Russen Balakirew, Borodin, Cui, Mussorgski und Rimski-Korsakow gehören. Über das zu europäischem Ruhm gelangte Webersche Opus wird in den Musizier- und Diskutierabenden der fünf heftig debattiert, sie fühlen sich bestätigt in dem Bestreben, ihrerseits eine musikalische Sprache zu finden, die den Reichtum der russischen Volksmusik aufgreift. Weber selbst hatte sich schon frühzeitig neben der böhmischen auch mit der russischen Volksmusik beschäftigt. 1815 in Prag schrieb er neun Variationen über das Thema des Volksliedes „Schöne Minka“, worin er die Melodie mit einem Feuerwerk an technischer Brillanz auffächert. Das Opus hatte er damals „Un Air Russe“ genannt.

Zählt die Zeit in der Moldaustadt in Webers Leben zur bewegtesten Zeit der schöpferischen Selbstfindung, so findet er nach den Jahren des Suchens endlich in Dresden die erhoffte Lebensstellung und Heimstatt. Das Amt als Kapellmeister an der neugegründeten Deutschen Oper bietet ihm festen Boden für die Verwirklichung seiner künstlerischen Vorstellungen, wozu vor allem sein Bemühen zählt, ein der italienischen Oper zugewandtes Publikum auf die deutsche Musik hinzuführen. In seiner Denkschrift „Versuch eines Entwurfs, den Stand einer deutschen Operngesellschaft zu Dresden in tabellarische Form zu bringen“ legt er in höchst triftigen Bemerkungen die Entwicklungsmöglichkeiten des Dresdener Opernhauses dar. Auf welch fruchtbaren Boden seine Anregungen fielen, hat späterhin die ruhmreiche Geschichte der Semperoper aufs schönste bewiesen.

Weber ging in der Elbestadt mit Schwung ans Werk. In seiner neuen Wohnung, über die er begeistert seiner Braut nach Prag berichtet, hier im Herzen Dresdens, Altmarkt 9, schreibt er große Teile des „Freischütz“. In der Sächsischen Schweiz holt er sich die Anregung zur Wolfsschlucht-Szene, in Hosterwitz, damals noch „auf dem Lande“, entstehen die „Aufforderung zum Tanz“, die Opern „Euryanthe“ und „Oberon“… Merkwürdigerweise aber erlebte keine seiner elf Opern ihre Uraufführung in der Elbestadt.

Auch nach seinem Tode sollte Dresden Webers Heimstatt bleiben. Richard Wagner hatte dafür gesorgt, daß der Sarkophag von London überführt wurde – wo Weber, vierzigjährig, als Gast kurz nach der Uraufführung seines „Oberon“ verstorben und bestattet worden war.

An Carl Maria von Weber, den der Komponist Louis Spohr einmal – gewiß nicht frei von Neid – einen „halben Dilettanten“ genannt, an ihm, der sich unumstritten von deutscher Mondscheinromantik abhebt, haben sich unzählige große Meister seiner musikalischen Nachkommenschaft geformt. Ob Schumann oder Chopin, Brahms oder Berlioz, Liszt oder Lortzing, Mendelssohn, Meyerbeer oder Mahler, Wagner, Richard Strauss, Strawinsky oder Hindemith, sie alle berufen sich auf ihn und haben ihm gehuldigt. *Ingeburg Kretzschmar*

Fotos: FW-Archiv (2), Sammlung Karger-Decker (2)

Laudatio auf einen Mäzen

Ein Mann ist geehrt worden. Sein Name hat in der Fachwelt einen guten Klang. Den einschlägigen Instituten im In- und Ausland ist er ein verläßlicher Partner. Ist er auch dem großen Publikum ein Begriff? Nicht sehr. Das liegt an der Art der Tätigkeit dieses Mannes, die sich in der Stille des „Allerheiligsten" vollzieht, wie man das Studio nebst Magazin hier nennt. Hier – das sind die Räume des über 250jährigen Kupferstichkabinetts in Dresden, dessen Direktor der jetzt mit dem Kunstpreis der DSF geehrte Werner Schmidt ist. Macht man sich eine Vorstellung von dem, was einer sein, was einer tun muß, um der Verantwortung für einen solchen Schatz, wie ihn die Kunstwerke dieses Museums darstellen, gerecht zu werden?

Im vorigen Jahr verlieh ihm die Pädagogische Hochschule „K. F. W. Wander" Dresden die Würde eines Ehrendoktors. Als Anerkennung seiner museumspädagogischen Arbeit, aber auch seiner kunstwissenschaftlichen Leistungen. Mehr als eine Dissertation hat er, wie ihm versichert wurde, so ganz nebenbei geschrieben, in Kommentaren zu Bildern, die jeder versteht, in bildhaften Darstellungen von großen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Zusammenhängen. Dem Verständnis von Kunst, sagt er, muß das Erlebnis vorausgehen. Wer seine Katalogtexte liest, ist „im Bilde". Der ehemalige Neulehrer Werner Schmidt ist aber nicht nur Wissenschaftler und Lehrer, er ist, und muß es sein, ein leidenschaftlicher Sammler. Zum Nutzen seiner traditionsreichen Galerie, zum Nutzen aller Kunstbetrachter. Er ist Vizepräsident des Internationalen Rates der Direktoren Graphischer Sammlungen. Die seine hat er über nunmehr 27 Jahre hin gemehrt und vortrefflich verwaltet. In dieser Zeitspanne haben die Bestände des Dresdner Kupferstichkabinetts um etwa 15 000 graphische Blätter, 11 000 Zeichnungen und 4000 Fotografien zugenommen. Werner Schmidts Interessen sind vielseitig, müssen vielseitig sein, sie richten sich auf Werke der italienischen Renaissance wie auf die französische, russische und deutsche Kunst, besonders des 19. und 20. Jahrhunderts. Der erste Maler, der mich über das Medium der Zeichnung in das Wesen der Kunst einführte, war Adolph Menzel, bekennt er. Gleich nach seinem Studium der Kunstgeschichte übernahm er die Betreuung der Sammlungen der Zeichnungen an der Berliner Nationalgalerie, wo ihm besonders die Zeichnungen Menzels anvertraut waren. Der berühmte Kunstwissenschaftler und Museumsmann Ludwig Justi war sein Lehrer. Von ihm lernte er vor allem, kunstwissenschaftliche Arbeit und museumspädagogische Tätigkeit eng miteinander zu verknüpfen, ein Prinzip, das Werner Schmidt bis auf den heutigen Tag nicht aus dem Auge verloren hat. „Sein großer persönlicher Einsatz, sein außerordentlich enges Verhältnis zu vielen Künstlern und Sammlern", hieß es in der Laudatio, „ermöglichten es, den größten Teil der Neuzugänge unter günstigsten Bedingungen, oft sogar als Schenkungen zu erwerben." Muß man da nicht auch Geschäftsmann sein? Eher Diplomat, lächelt unser Museumsmann. Was er allein für die unter seiner Leitung aufgebaute Abteilung „Russische und sowjetische Graphik" angeschafft hat, füllt die Mappen bis zum Bersten. Es ist die bedeutendste öffentliche Sammlung außerhalb der Sowjetunion.

Wer kennt nicht die eindrucksvollen Illustrationen Anatoli Kaplans zu Werken Scholem Alejchems, wer kennt nicht Tewje, den Milchmann, wie ihn dieser Meister aus Leningrad sah und zeichnete. In der vor über zwanzig Jahren von Werner Schmidt veranstalteten reichhaltigen und bedeutsamen, in neun Museen gezeigten Ausstellung „150 Jahre russische Graphik" waren die Steindrucke Anatoli Kaplans ein besonderer Höhepunkt. Nur ein Jahr später richtete das Kupferstichkabinett dem Leningrader Künstler die erste Personalausstellung ein. Von einer solchen Aufnahme seines Werkes beeindruckt, stiftete Kaplan eine große Anzahl weiterer Arbeiten, die, ergänzt durch Ankäufe, zu einer umfangreichen Sammlung beitrugen. Inzwischen sind die Steindrucke und Radierungen Anatoli Kaplans durch eine Reihe von Publikationen – besonders die des Verlages der Kunst, Dresden – in der DDR bekannt geworden. Auch das Alterswerk, bestehend aus Gouachen, Pastellen und keramischen Werken, hat Werner Schmidt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Er ist stolz darauf, daß es das Kupferstichkabinett war, welches die Kunst Kaplans erstmals dem DDR-Publikum erschloß. Vor unseren Augen breitet Werner Schmidt weitere wertvolle Neuerwerbungen aus, die er soeben von einer Reise in die Sowjetunion mitgebracht hat. Die Witwe des Malers und Zeichners Wladimir Weißberg hatte der Dresdner Sammlung eine bedeutende Schenkung gemacht – aus dem Nachlaß des hervorragenden Moskauer Malers Robert Falk erwarb Werner Schmidt eine stattliche Kollektion graphischer Blätter. Unter diesen das Porträt des Schriftstellers Ilja Ehrenburg aus dem Jahre 1947. Auf den Mappen in den Regalen lesen wir legendäre Namen wie Picasso, Chagall oder Lebedjew und Faworski. 1958 hatte Werner Schmidt die Aufgabe, mit anderen Kunstwissenschaftlern die von der Sowjetunion geborgenen und der DDR zurückgegebenen Kunstschätze zu übernehmen. Auch die Sammlungen des Kupferstichkabinetts kehrten später nach Dresden zurück, mußten gesichtet, geordnet, bereichert werden, mußten wieder ans Licht der Öffentlichkeit. Eine Lebensaufgabe, die unser Museumsmann auch nach 27 Jahren nicht als endgültig gelöst betrachtet. Das zeigen seine rastlose Sammeltätigkeit ebenso wie die Ideen und Konzeptionen für immer wieder neue Ausstellungen. Es begann 1955 mit Menzel-Expositionen in Moskau, Leningrad und Peking. Und es sind inzwischen über 100 Ausstellungen, die er konzipierte und in den dazugehörigen wissenschaftlichen Katalogen kommentierte. Lebhaft in Erinnerung sind mir jene kunsthistorischen Exkurse in die „Deutsche Kunst der Dürerzeit" oder die vergleichende Schau „Die Wiener Albertina und das Kupferstichkabinett Dresden".

Die Liste der Veröffentlichungen Werner Schmidts verzeichnet 179 Titel, von denen seine Ausstellungskataloge einen besonderen Platz einnehmen. Zu einem international anerkannten Nachschlagewerk wurde beispielsweise der unter seiner Leitung erarbeitete Katalog „Russische Graphik des 19. und 20. Jahrhunderts", der in der erweiterten Fassung von 1967 über 12 000 Graphische Werke und die Biographien von etwa 300 sowjetischen Künstlern umfaßt. Dieses Werk ist zu einem unentbehrlichen Handbuch in vielen Museen der Welt geworden. Der Kustos des Russischen Museums in Leningrad bedient sich seiner wie die Benutzer der Freihandbibliothek des Centre Pompidou in Paris.

Daß sich Werner Schmidt auch um die Förderung des Werkes junger Künstler unserer Republik verdient gemacht hat, ist beinahe eine Selbstverständlichkeit. Und wenn einer von ihnen vielleicht eines Tages auf die Idee kommen sollte, den Kunstmäzen Werner Schmidt zu porträtieren, wie weiland Ilja Repin den Mäzen Tretjakow, so wäre auch das eine gute Würdigung der Verdienste dieses Mannes.

Helmut Zemke

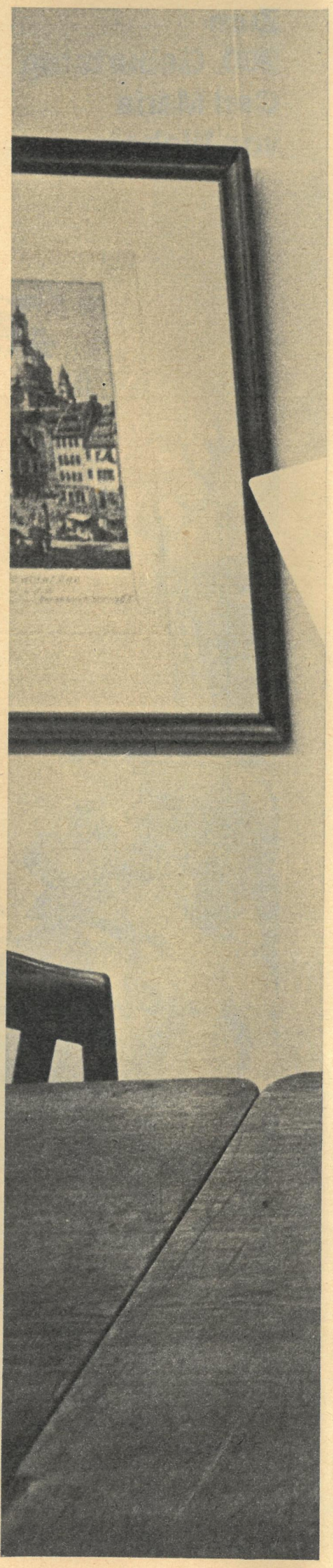


Foto: Ulrich Burchert

Viktoria Tokarewa

Das Geheimnis der Erde

Viktoria Tokarewa, 1932 in Leningrad geboren, absolvierte die Musikhochschule und das Staatliche Allunionsfilm-Institut und verfaßte auch mehrere Drehbücher. Sie gehört zu den populären Autoren, die auch von Jugendlichen gern gelesen werden.
In ihren Erzählungen wendet sie sich den Beziehungen der Menschen zu, die sich auch im Alltäglichen dramatisch zuspitzen können. Doch es gelingt ihr meist, ihre Figuren mit soviel Selbstironie und Humor zu versehen, daß sie durch alle Tücken ihren Weg gehen, ohne ins tragische Fach zu wechseln.

Jelena Andrejewna Shurawljowa, hinterm Rücken „schielende Aljona" genannt, erwachte morgens mit dem Gefühl, alles satt zu haben.

Sie blieb eine Weile mit offenen Augen liegen, gab sich diesem Zustand hin, und als er vollends von ihr Besitz ergriffen hatte, beschloß sie, ihn in Worte zu fassen und die Worte auszusprechen. Per Telefon.

Nikolajew würde um neun anrufen. Sie würde den Hörer abnehmen und sagen: „Weißt du was? Ich hab's satt. Mir hängt alles zum Halse heraus. Ich will nicht mehr."

Gewöhnlich rief er Punkt neun an. Das war seine Zeit. Er sagte: „Hallo."

Sie antwortete: „Hallo."

Er sagte: „tschüs."

Und sie: „tschüs."

Alles in allem vier Worte, je zwei von jeder Seite. „Hallo" und „tschüs".

Doch ist das gar nicht so wenig, wie es auf den ersten Blick scheint. In Wirklichkeit enthält dieses Gespräch viel mehr als vier Worte und lautet eigentlich so: „Ich bin in Gedanken bei dir. Grüß dich."

„Und ich bin bei dir."

„Ich hab aber zu tun. Muß mich ranhalten. Mach's gut."

„Ich respektiere deine Arbeit. Für einen richtigen Mann ist die Arbeit wichtiger als die Frau. Aber dann kommst du zu mir. Ich warte. Mach's gut."

All das liegt in den vier Worten, je zwei von jeder Seite. Heute würde alles anders sein.

Heute würde er sagen: „Hallo."

Sie würde antworten: „Ich hab's satt. Ich will nicht mehr."

Er würde sich wundern. „Aber warum denn?"

Sie darauf: „Wozu die Frage..."

Der vorsintflutliche runde Wecker zeigte neun Uhr und drei Minuten. Dann neun Uhr vier.

Sechsundfünfzig Minuten später zeigte er genau zehn Uhr.

Nikolajew rief nicht an. Das war gegen alle Regeln und Gewohnheiten. Das war so, als ob die Sonne eine Stunde später aufginge oder überhaupt nicht.

Aljona sah bald zum Wecker, bald zum Telefon und war irritiert. Sie fürchtete, die Verstörtheit könne ihren Vorsatz unterhöhlen, und anstatt des zurechtgelegten Satzes wollte sie in den Hörer brüllen: „Warum rufst du nicht an? Ich stehe und warte wie 'ne Dumme..."

Wäre gut, mal in die Küche zu gehen und den Teekessel aufzusetzen, aber sie fürchtete, das Rauschen des Wassers könnte alle anderen Geräusche verschlucken, auch das Läuten des Telefons.

So verharrte sie am Apparat. Dann hatte sie das Stehen satt und setzte sich in den Sessel.

Die Zeit um sie herum blieb stehen. Vielleicht aber war sie es selbst, die stehenblieb, während die Zeit fortfuhr, langsam ihre nackten Füße und das zarte Gesicht zu umströmen. Aljona ähnelte der amerikanischen Schauspielerin Audrey Hepburn. Hätte auch Audrey auf dem rechten Auge geschielt, sie wäre glatt die Kopie von Aljona, ihres Zeichens Gesangslehrerin der Unterstufenklassen.

Gesang ist nicht obligatorisch, die Kinder wollen sich in der Regel in diesem Fach selbst bestätigen, in den Augen des Klassenkollektivs oder in den eigenen Augen. Die bewußten Schüler in der Person des Gruppenratsvorsitzenden und der Gruppenratsmitglieder versuchen für Ordnung zu sorgen, und sehr oft mündet dieses Ansinnen in einen Bürgerkrieg: Die Bewußten verdreschen die Rowdys und umgekehrt.

In solchen Fällen ist Aljona bestrebt, sich hinter das Klavier zu verdrücken, weil sie nicht weiß, auf welche Seite sie sich schlagen soll, und fürchtet, von beiden Seiten etwas abzubekommen.

Während sie den Blick auf das Telefon gerichtet hält, sieht sie vor ihrem inneren Auge eine Unterrichtsstunde in der „4a" ablaufen.

Der rundäugige, kugelköpfige Afanassjew kräht zweimal. Einfach so, um für die beginnende Stunde einen allgemeinen lockeren Ton anzustimmen. Die Gruppenratsvorsitzende Swonarjowa, dick und früh entwickelt, ergreift ihre Mappe und haut sie Afanassjew ins runde Gesicht. Afanassjew prallt mit dem Hinterkopf gegen die Zentralheizung, wie in einem Trickfilm wächst vor aller Augen eine große Beule. Das ist ein offenkundiger Machtmißbrauch seitens der Swonarjowa. In der Klasse beginnt es zu grollen wie vor einem Vulkanausbruch.

Aljona erstarrt im ersten Moment vor Schreck, aber schon im nächsten Augenblick legt sie laut und pathetisch los: „Die Geschichte kenne zwei geheimnisumwobene Todesfälle: den des Zarewitsch Dmitri und den des Komponisten Mozart!"

Der Tod des einen wie des anderen war längst kein Geheimnis mehr, war vielleicht nie eins gewesen. Bekanntlich wurde der Zarewitsch von Godunows Leuten umgebracht, und Mozart starb an Tuberkulose, Aljona aber mußte nun mal die Aufmerksamkeit der Kinder von der Swonarjowa auf Godunows wie auch immer geartete Intrigen lenken, und zu diesem guten Zweck wäre sie nicht nur bereit gewesen, ein Geheimnis zu ersinnen, sondern dieses auch noch bedenkenlos als historisch verbürgt auszugeben.

Im Nu vergaß die Klasse die Swonarjowa, diese ihren Mitschüler Afanassjew und der die Beule. Alle sperrten die Mäuler auf und lauschten der Geschichte vom neidischen Salieri und vom leichtlebigen, sonnigen Mozart.

Darüber vergingen zwanzig Minuten. Blieben noch zwanzig. Ein neues Lied war einzustudieren. Im Lehrplan stand das Lied „Wir sind keine Stubenhocker". Doch Kinder langweilt ein jahrzehntelang nicht erneuerter Lehrstoff, sie wollen singen, was sie von den Großen hören.

Aljona riskierte es nicht, die Aufmerksamkeit der Schüler zu verlieren, also entschied sie sich für die populäre Weise „Warum, ihr Mädchen, liebt ihr nur die Hübschen..."

Sie diktierte den Text, intonierte gefühlvoll die Einleitung, und die Klasse fiel begeistert ein: „Kamille schließt die Blüten, Hahnenfuß hängt welk..."

Afanassjew sang, angespannt den Hals reckend, am lautesten. Er hatte ein ausgezeichnetes Gehör.

In der benachbarten neunten Klasse wurde gerade eine Kontrollarbeit in Algebra geschrieben, doch keiner konnte sich auf die Formeln konzentrieren. Alle lauschten und ließen ihre Gedanken in unbekannte Fernen schweifen.

Sogar die Kollegen steckten die Köpfe aus dem Lehrerzimmer. Auch sie verspürten nicht übel Lust, ein schönes Lied mit guter Begleitung zu singen.

Aljona hatte eines Tages beschlossen, sich nicht länger von Zwölfjährigen an der Nase herumführen zu lassen, sondern sie in die Mangel zu nehmen. Hart zufassen und nicht locker lassen – so gestimmt, erschien sie zur nächsten Stunde mit ihrem ganzen geballten Willen und voll erhabenen Ingrimms. Aber irgendwie fürchteten die Kinder sie trotzdem nicht. Sie saßen zwar still da, blickten aber skeptisch drein, und als Aljona laut wurde, prustete sogar jemand los. Kinder wittern wie Hunde den geringsten Hauch von Unsicherheit, und während Hunde dann bei der erstbesten Gelegenheit zubeißen, reagieren Kinder mit Ungehorsam.

Bei Nikolajew war es ähnlich. Auch er fügte und fürchtete sich nicht und verhielt sich zu ihrer Liebe wie zu etwas Unvermeidlichem.

Der Wecker zeigte drei Viertel elf. Aljona bekam Hunger. Sie dachte daran, wie seltsam er tags zuvor von ihr gegangen war. Sie hatte in sein Gesicht gesehen und er irgendwie über sie hinweg. Er hatte gelbliche Augäpfel und einen spitzen, sehr unangenehmen Ausdruck.

Aljona trat an den Apparat und wählte Nikolajews Nummer. Wieso mußte sie eigentlich auf seinen Anruf warten, genauso gut konnte sie ja selbst anrufen und ihrem Herzen Luft machen. Im Hörer ertönte ein anhaltender, trauriger Summton. Das Läuten kam aus seinem Arbeitszimmer, wo er über einen Tisch und einen Lebensraum von sieben Quadratmetern verfügte.

Der Hörer wurde lange nicht abgehoben. Aljona wartete und sah sein Gesicht vor sich.

„Ja bitte", sagte überraschend eine fremde Stimme. Wahrscheinlich hatte ein anderer sein Zimmer betreten.

„Kann ich Nikolajew sprechen?"

„Er ist auf einer Sitzung beim Direktor. Was darf ich ausrichten?"

„Danke, nichts."

Sie hätte ihren Vorsatz natürlich über einen Außenstehenden übermitteln lassen können. Aber wäre das angesichts ihrer verflossenen Liebe fair gewesen? Ihre Geschichte verdient ein anderes Ende. Sein Gefühl muß man achten, selbst wenn es passé ist.

Entscheidende Worte gibt man nicht über dritte weiter, und nicht per Telefon. Sie müßte auf seiner Arbeitsstelle aufkreuzen, schön und unabhängig. Schöner und unabhängiger noch als zu Beginn ihrer Liebe. Sie würde sich alles von der Seele reden, kehrt machen und gehen. Sollte er doch, wie es in einem neuen Schlager hieß, „flehentlich versuchen, sie zur Umkehr zu bewegen..."

Das Institut, in dem Nikolajew arbeitete, nannte sich WFGP – Wissenschaftliches Forschungsinstitut für Geophysik. Es beschäftigte wissenschaftliche Mitarbeiter, die A- und B-Promotionen schrieben, und der Sinn ihrer Tätigkeit bestand darin, der Erde ein weiteres Geheimnis zu entreißen wie etwa das der Elektrizität. In zig Jahren würde man sich dann das Leben ohne diese Entdeckung nicht mehr vorstellen können, der das WFGP heute noch auf der Spur war.

Für den heutigen Tag indes wollte es dem Institut einfach nicht gelingen, der Erde ihr großes Geheimnis zu entlocken, vorerst sammelte es lediglich alle möglichen Materialien zu allen möglichen Themen, die die Mitarbeiter samt und sonders ihren Dissertationen einverleibten. Ein Genie mußte her, das imstande war, alles zu durchdenken und aus dem Chaos eine bestimmte Idee zu filtern. Doch ein solches gab es vorerst nicht – sei es, daß es noch nicht geboren, sei es, daß es noch nicht herangewachsen war. Oder doch? Vielleicht hatte es eben erst die Universität absolviert und betrat gerade schüchtern die Kaderabteilung, um sich zu bewerben. Vielleicht arbeitete es auch längst im Institutskollektiv, ohne jedoch Initiative zu zeigen, und der Direktor berief eine Versammlung ein, um es der Anonymität zu entreißen.

War es Nikolajew? Kaum. Für Nikolajew war die Wissenschaft ein Mittel zur Bestätigung vor den Augen anderer. Dasselbe wie die Gesangsstunden für Afanassjew. Der wollte mit seinem Gesang nur erreichen, daß alle erstaunt die Arme ausbreiteten und sagten: Ist denn so was möglich...! Einfach um der Kunst willen zu singen reizte ihn nicht. Da reizte ihn das Krähen mehr.

In Aljonas Nachbarschaft wohnte Wowa, ein Vierjähriger. Wenn sie ihm begegnete, hockte sie sich vor ihn hin, strich ihm übers Haar und sagte: „Wowa ist klug, Wowa ist hübsch, Wowa ist der allerbeste!“ Der Kleine sah ihr dabei unverwandt in die Augen, ohne zu zwinkern. Nicht einmal seine Wimpern zuckten. Hätte man zu ihm gesagt: „Wowa ist böse“, er hätte es geglaubt und bittere Tränen geweint.

Etwa so war auch ihr Verständnis zu Nikolajew: Aljona streichelte sein Gesicht und sagte: „Du bist mein Geliebter, mein Einziger, du bist der Beste von allen.“ Auch Nikolajew sah ihr dabei in die Augen, und aus seinen Zügen sprach gespannte Aufmerksamkeit.

Aljona war in solchen Augenblicken völlig aufrichtig. Wäre sie jedoch auf plumpe Schmeicheleien verfallen – Nikolajew hätte nichts bemerkt. Dieses Bedürfnis nach Bestätigung entsprang innerer Unsicherheit. Bei aller zur Schau getragenen Überlegenheit empfand er dennoch einen Minderwertigkeitskomplex. Er brauchte Aljonas Vertrauen zur Wahrung seines spezifischen Gewichts. Um nicht aus dem Wasser emporzutreiben, nicht bei einem Windstoß von der Erde abzuheben. Es war kurz nach zwei. Die Sitzung beim Direktor dauerte immer noch an. Vor seiner Tür saß eine wohlerzogene Sekretärin, eine Frau, deren Lebensuhr angehalten schien. Man konnte sie ebensogut auf dreißig wie auf vierzig oder fünfzig schätzen.

Sie sah Aljona mit kaum verhohlener Ablehnung an und fragte:

„Ja, bitte?“

„Ich möchte zu Nikolajew“, gab Aljona zur Antwort und nahm, die Beine übereinanderschlagend, ungeniert Platz.

Hin und wieder warfen wissenschaftliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen einen Blick ins Vorzimmer.

Aljona unterteilte alle Menschen in Männer und Frauen und die Frauen wiederum in solche mit und solche ohne Brauen. Die neueste Mode empfahl den Frauen das Auszupfen der Brauen, um dadurch das Auge zu betonen. Ein solches Auge fällt den Mitmenschen nicht nur besser auf, es sieht auch mehr als das von breiten Brauen beschattete. Ist die in Eile befindliche Frau im Begriff, an ihrem Glück vorbeizurennen, so erblickt das Glück doch ihre Augen und hält sie am Ellenbogen zurück.

Zur Kategorie der Männer gehörten einmal die, die unverblümt nach ihrem Glück, nach dem Sinn des Lebens Ausschau hielten. Sie interessierten sich gleichermaßen für die Geheimnisse der Erde wie der Liebe. In der Regel fanden diese Männer jedoch weder das eine noch das andere. Um das eine zu finden, darf man sich nicht durch das andere ablenken lassen. Es gab aber auch solche, die beides schafften. Eben diese aus der grauen Menge herauszufischen, war das erklärte Ziel der Mädchen mit den ausgezupften Brauen.

Die der zweiten Kategorie angehörenden Männer suchten überhaupt nichts. Entweder hatten sie alles für sich gefunden, oder sie wollten gar nichts finden. In der Regel hingen sie keiner Mode an, ihr äußerer Habitus interessierte sie nicht. Die Frauen, die ins Vorzimmer schauten, hatten Brauen, und die Männer waren Nichtsuchende. Sie blickten Aljona leicht verwundert an, dann die Sekretärin, als wollten sie fragen: „Was ist denn das?“

Aljona sah aus, als besuche sie nicht ein wissenschaftliches Forschungsinstitut während der Arbeitszeit, sondern eine Nachtbar während der Filmfesttage. Sie trug einen Hosenrock aus schwarzem Satin und einen silberfarbenen Pulli, unter dem man ihren jungen zarten Körper teils erriet, teils durchschimmern sah. Sie war dem Abend eines Feiertages entsprungen, aber es war heller Tag, mitten in der Arbeitswoche, zudem schien es sie nicht von einem Feiertag schlechthin hierher verschlagen zu haben, sondern von einem turbulenten Hexensabbat.

Gerade als sie sich erheben und gehen wollte, öffnete sich die Tür des Direktorenzimmers, und Leute kamen heraus. Fast alle waren Nichtsuchende oder aber solche, die es sorgfältig verbargen. In ihrer Mitte schritt ein schwergewichtiger Mann mit etwas zu weiten und leicht rutschenden Hosen.

Aljona war überzeugt, daß die Menschen nicht samt und sonders vom Affen abstammten, sondern ein jeder von einem bestimmten Tier. Sie, Aljona, von einer Katze. Nikolajew von einem Pferd, aber keinem großen, sondern einem Pony. Möglicherweise auch einem Esel.

Der Mann in der Mitte der Schar stammte sicherlich von einem Löwen ab. Majestätische Züge, jeder einzelne gewichtig und bedeutend. Aljona erriet es sogleich: der Direktor. Dieser schwieg, doch die Aufmerksamkeit der Leute war auf ihn gerichtet wie die Kompaßnadel gen Norden.

Irgend jemand plapperte hastig auf den Direktor ein. Der hörte zu, aber seiner Miene war abzulesen, daß es ihn nicht interessierte. Auch er schien alles satt zu haben, nicht erst seit heute, sondern seit zwanzig Jahren, Tag für Tag. Ein verschleppter, chronischer Überdruß.

Was hatte er satt? Die Arbeit? Nein. Er schien seine Sache zu lieben und etwas davon zu verstehen. Ein Mann kriegt die Arbeit nicht satt.

Das Leben? Nein. Wenn man über fünfzig ist, schätzt man das Dasein.

Vielleicht quälte er eine Frau und sich selbst? Vielleicht auch zwei Frauen und sich selbst zweifach?

Der Direktor lauschte dem Mann, der ihm geifernd ins Ohr säuselte, bemüht, ihm nachzuweisen, daß eben er jenes Genie sei, nach dem man vergebens Ausschau hielt. Der Chef hörte das offensichtlich nicht zum erstenmal. Er hätte am liebsten gesagt: „Seien Sie endlich still, nun reicht's!“ Doch es war ihm peinlich, jemandem das Wort abzuschneiden. Geduldig hörte er zu, und sein Blick war bleiern...

Aljona erhob sich. Ihre Augen glitten von einem zum anderen. Nikolajew war nicht dabei. Zuerst fühlte sie nur, daß er nicht dabei war, dann sah sie es mit eigenen Augen. Verpaßt haben konnte sie ihn nicht, also war er nicht da und nicht dagewesen.

Sie zwängte sich zum Direktor vor und fragte: „Wo ist denn Nikolajew?“

Der Direktor sah Aljona an wie einen bewegten Gegenstand, nicht wie einen „Wen“, sondern wie ein „Was“.

„Was für ein Nikolajew?“

„Aus der Abteilung für technische Information“, souffilierte jemand hinter ihrem Rücken.

„Ah, Nikolajew... Tatsächlich, wo ist er? Warum ist er nicht da?“

„Hat's vielleicht verschwitzt“, gab wieder der Souffleur zu bedenken.

„Das glaube ich nicht“, sagte ein anderer.

„Warum denn nicht?“ Der Chef wurde lebhaft. „Ist durchaus möglich. Ein junger Mann ohne jedes Verantwortungsgefühl, ohne jeden Ehrgeiz!“

„Schaun Sie sich lieber mal selbst an!“ Aljona war gekränkt.

„Wie meinen Sie das?“ Der Direktor sah Aljona an, in seinen Augen Neugier.

„Drei Monate lang hat er an einem Schema gezeichnet, und Sie haben es verbummelt!“

„Was für ein Schema?“

„Nun, nicht Schema... eine Zeichnung. Von morgens bis abends hat er daran gesessen, nur von ihr hat er gesprochen. Hat sich ganz verrückt damit gemacht. Und Sie haben sie verloren.“

„Ich?“

„Nun, nicht direkt Sie. Jemand von Ihnen. Auch ein Vorgesetzter.“

„Wie das?“

„Woher soll ich das wissen? Hat sie irgendwo abgelegt und dann vergessen. Vielleicht im Taxi liegengelassen.“

„Und warum weiß ich nichts davon? Wo ist Nikolajew?“

„Das habe ich auch schon gefragt.“

Der Direktor überblickte die Anwesenden.

„Ich hab ihn heute noch nicht gesehen“, sagte einer.

„Vielleicht krank“, vermutete ein anderer.

„Krank...?“ Aljona wurde nachdenklich. „Er hat eine chronische Bronchitis. Ist überhaupt anfällig.“

„Was haben Sie mit ihm zu tun?“ fragte der Direktor.

„Nichts... Jedenfalls von heute ab... Und daß er keine Dissertation schreibt, ist sogar ehrlicher. Heutzutage kritzeln doch alle wie die Annalenschreiber, 's gibt nur noch Schriftgelehrte, das ist der allgemeine Bildungsstandard. Man braucht bloß einen Stock zu werfen, schon trifft man einen Aspiranten.“

Der Direktor musterte Aljona ohne jede Gereiztheit wie der Löwe die Katze. Fühlte vielleicht innere Verwandtschaft, ist doch der Löwe auch Katze.

„Na, dann gehe ich“, sagte Aljona und entfernte sich in ihrer festlichen Aufmachung von den Alltagsmenschen.

Bevor sie hinter der Tür verschwand, wandte sie sich um und verabschiedete sich mit ausgesuchter Höflichkeit von der Sekretärin.

Nikolajew hatte kein Telefon. Er wohnte in einem neuen Stadtbezirk, der erst in einigen Jahren ans Telefonnetz angeschlossen werden sollte.

Die Tür öffnete Nikolajews Mamascha, eine kokette Alte, das ewige Weib. Aljona hatte sie heimlich „Krötchen“ getauft. „Kröte“ war ihr zu grob.

Nikolajew war mit seiner Mutter so eng verbunden, als hätte man bei seiner Geburt vergessen, die Nabelschnur zu kappen, zwei Menschen und ein Blutkreislauf. Er wurde zweiunddreißig, war

Fortsetzung auf Seite 42

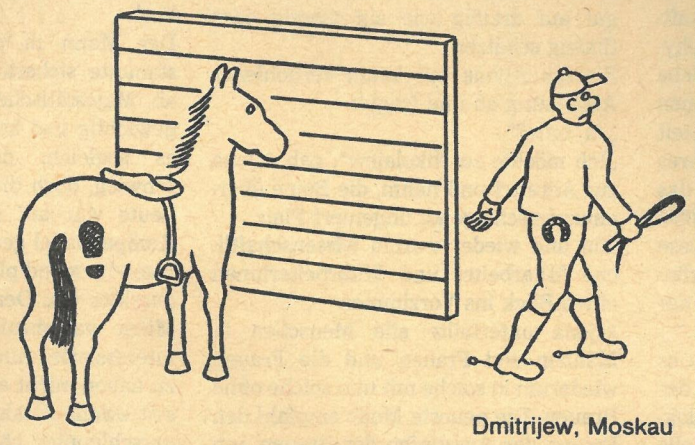
Illustration: Regine Röder-Ensikat

Mitunter kostet der Sattel mehr als das Pferd. chinesisch

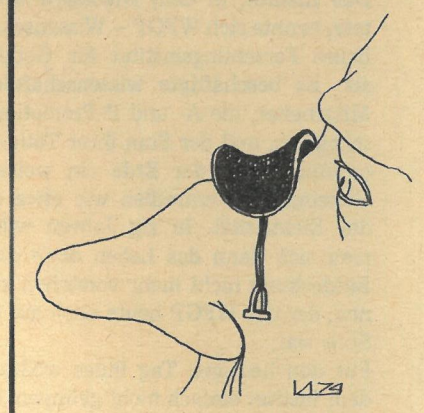
Pferd und sucht es. ukrainisch

Er sitzt auf dem

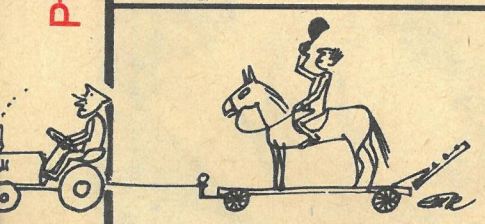
Barták, Prag

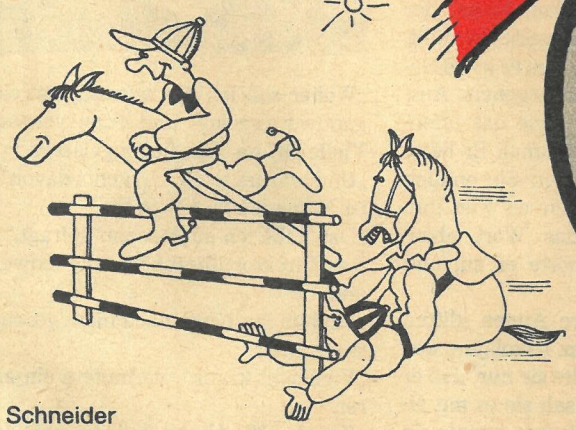


Dmitrijew, Moskau



Smirnow, Moskau





Schneider

Ljudotschka

Wladimir Poljakow

Eines Tages gesellte sich zu meinem Spielzeug ein großes Schaukelpferd mit echtem Fell, glänzend schwarzer Mähne, weichem Schwanz, zartrosa Nüstern und feinen, keck abstehenden Ohren. Mit den Hufen war es an einem hölzernen Schaukelbrett befestigt. Das Pferd hatte einen Sattel, einen Zaum mit Zügeln und glitzernde Steigbügel.
Ich war damals zehn Jahre alt und liebte dieses Pferd unsäglich. Ich nannte es „Der Kühne". Mit vierzehn, als großer Junge, verschenkte ich all meine Spielsachen, aber vom „Kühnen" trennte ich mich nicht. Allerdings riß ich ihm den Schwanz aus, und die Stelle, an der er mit einem Brettchen befestigt war, diente nun als Briefkasten.
Wir wohnten mit der Familie des Ingenieurs Werjugin in einem Haus. Dieser Ingenieur hatte ein Töchterchen, Ljudotschka. Sie war bildschön, alle Jungen auf unserem Hof waren in sie verliebt. Wir beide schrieben uns regelmäßig und versteckten die zusammengefalteten Zettelchen im Briefkasten unter dem Schwanz des Schaukelpferdes. Meine Mitteilungen unterschieden sich in keiner Weise voneinander. Ich schrieb: „Ljuda, ich liebe dich. Wowa." Und sie antwortete stets: „Und ich liebe dich nicht. Ljuda."
Als ich fünfzehn Jahre alt wurde, sagte mein Vater: „Du bist schon zu groß, um dir die Zeit noch immer mit Spielzeug zu vertreiben." Und er schenkte das Pferd dem Söhnchen unserer Nachbarin.
Ljuda zog mit ihren Eltern in

Hinrichs Pferdefüßchen

Ein Steckenpferd frißt oft mehr als drei Brauereipferde.

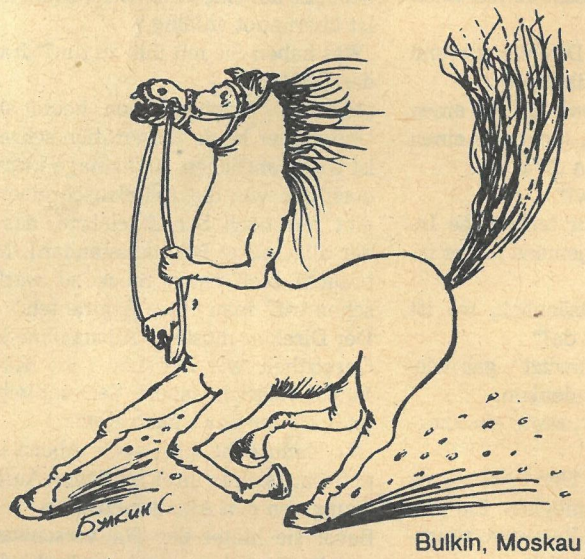
☆

Spuren gelesen: Pferdefuß mit Pfennigabsatz.

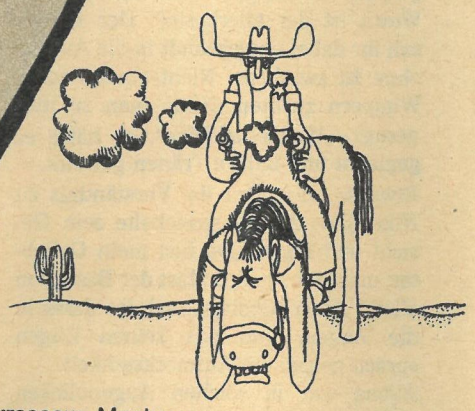
☆

Der Sporn macht nicht den Reiter.

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch



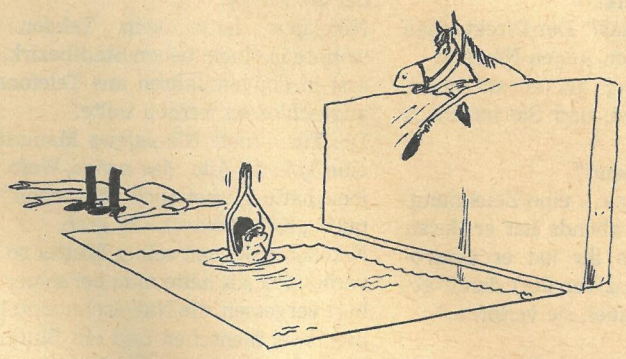
Bulkin, Moskau



Nekrassow, Moskau

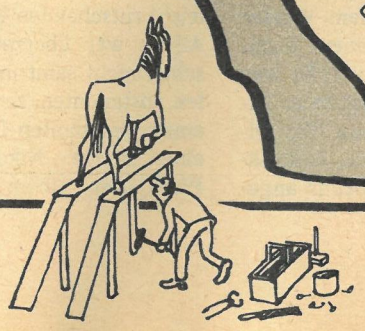
2 Wochenspruch

Einen Bock fürchtet man von vorn, ein Pferd von hinten, einen schlechten Menschen von allen Seiten.



Skotarenko, Moskau

Der völlig unbeschlagene Troikaschneck von Chrappa, Kaliningrad

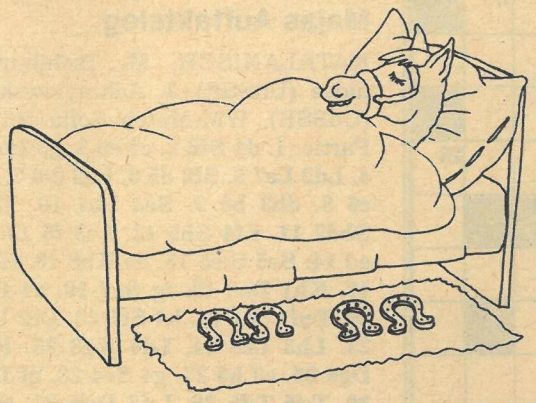


Beim Pferd sieh auf den Hals, beim Mädchen auf den Gang. bulgarisch

Es ist oft das beste Fohlen, das die Halfter zerreißt. altdeutsch.

Daran, wieviel

Sitz erst auf, bevor du galoppierst. bulgarisch



Steger

Auf einem weiten Weg erkennst du die Kraft des Pferdes. An einem langen Tag erkennst du das Herz eines Menschen.
chinesisch

Mit der Peitsche knallen ist noch nicht kutschieren. sorbisch

Der Zöllner am Schlagbaum: „Was habt ihr da in euren Säcken?“ Fuhrmann: „Das kann ich euch nur ins Ohr flüstern.“
Der neugierige Zöllner: „Nun?“
Fuhrmann, flüsternd: „Hafer.“
Der enttäuschte Zöllner: „Was ist denn daran Geheimnisvolles?“ „Ich möchte nicht, daß es mein Pferd erfährt.“
jiddisch

eine andere Stadt, und wir sahen uns nicht wieder. Ich litt schwer unter der Trennung. Im Traum sah ich Ljudotschkas kastanienbraunen Zopf, das rosafarbene Haarband, die glänzenden grünen Augen. Ich liebte sie, und meine Leiden hielten an. Später heiratete ich und wußte doch, daß mir auch meine Frau Ljuda nicht ersetzen konnte. Ich freute mich über die Geburt meines Sohnes Petka, war stolz, was für ein hübsches Bürschchen da heranwuchs. Und eines Tages wurde er sieben Jahre alt. Tante Shenja brachte ihm ein Geschenk. Etwas Großes, in viel Papier eingewickelt. Voller Erwartung packte Petka sein Geschenk aus: Ein großes Pferd auf einem grünen hölzernen Schaukelbrett.

Das Schaukelbrett roch nach frischer Ölfarbe.
„Ich habe es von der Mutter eines herangewachsenen Jungen gekauft“, sagte Tante Shenja. Mein Sohn war entzückt. Er sprang um das Pferd herum, bestieg es, streichelte zärtlich seinen Hals und zog es übermütig am Schwanz. Der Schwanz löste sich, und es fiel ein vielfach zusammengelegtes, vergilbtes Zettelchen heraus. Mein Herz erbebte. Ich hob den Zettel auf, faltete ihn auseinander und las: „Heute“ weiß ich, daß ich dich auch liebe. Ljuda.“
„Was ist das für ein Zettelchen?“ fragte meine Frau.
„Der Preiszettel“, antwortete ich errötend.

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka. (Gekürzt)

Wenn ich zwischen einem Pferd und einer Frau wählen müßte, würde ich mich ohne Zögern für das Pferd entscheiden, wenn die Frau auf seinem Rücken säße.
G. W. Heyse

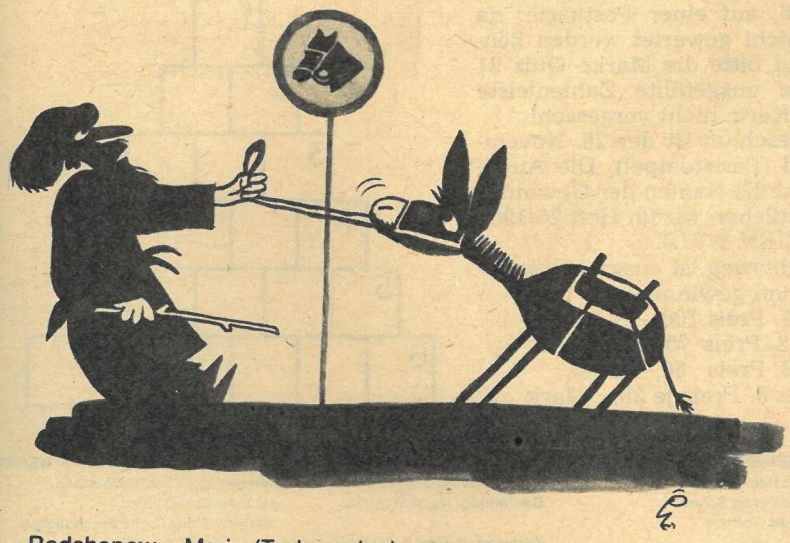
Das Pferd und der Fuchs

Zum Wettlauf forderte den Stier
ein Pferd heraus und siegte im Turnier.
Und alle Tiere, die da zugeschaut,
lobpriesen und bejubelten es laut.
Der Fuchs nur schwieg. Der Renner frug: „Warum
bist du allein von allen stumm?“
„Ich“, sprach der Fuchs, „ich warte mit dem Lobe,
bis mit dem Hirsche du bestandst die Probe.“
Im Kampf den schwachen Feind zu schlagen,
ist noch kein Grund, die Stirne hochzutragen.

(Aus: „Der Ochse und das Harfenspiel“)

Garbe

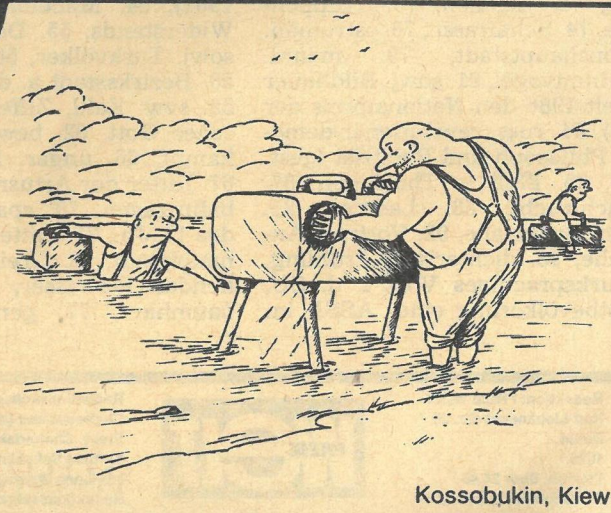
Kranke Pferde
reden kranken Pferden gut und gerne zu. Heyse



Redshenow, Mari (Turkmenien)

Auf hohem Roß

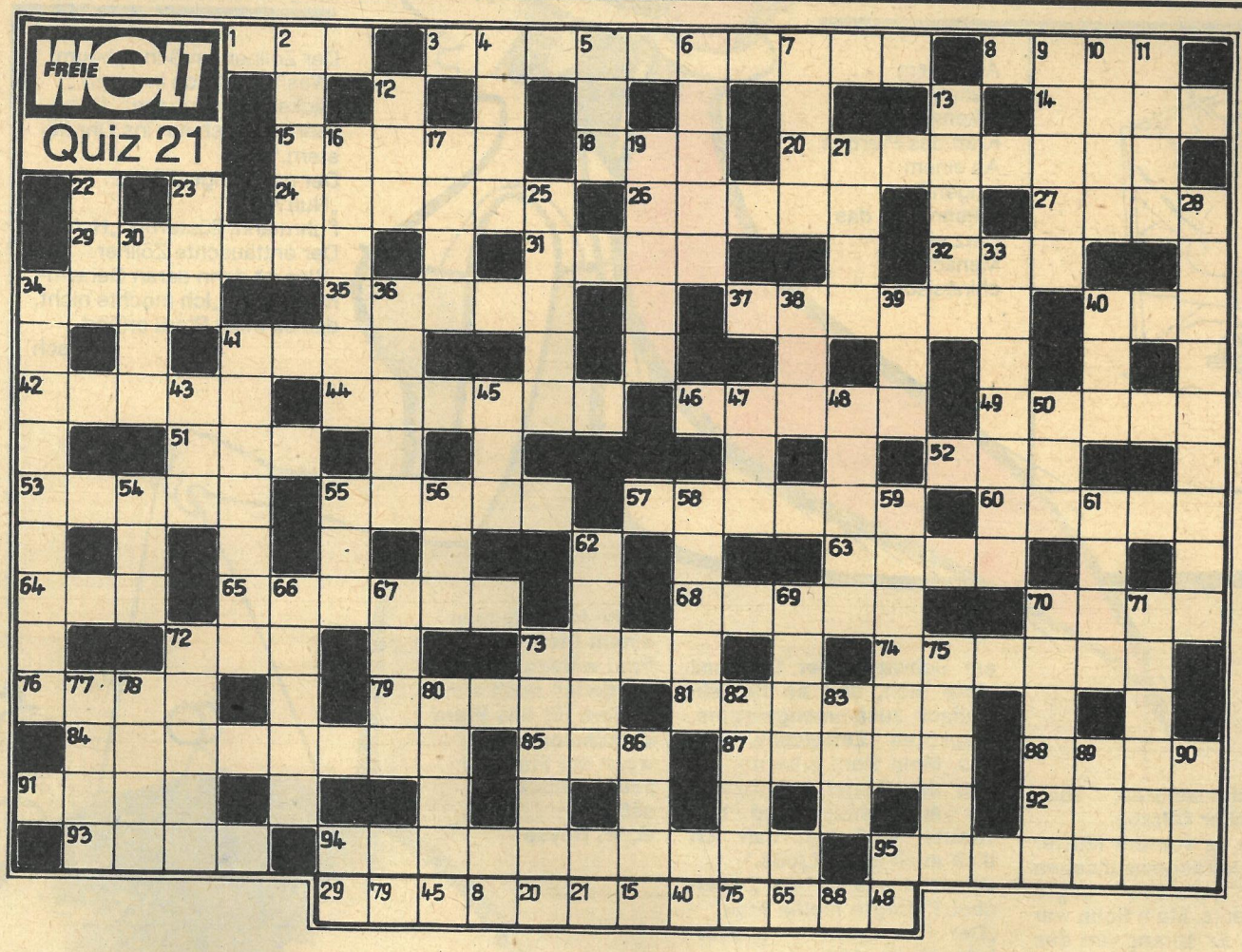
Es kann schon vorkommen, daß man einem Menschen zu nahe treten muß, um ihn überhaupt noch zu erreichen. H. Friedrich



Kossobukin, Kiew

Pferderücken — Ehrenplatz. italienisch

Staub aufwirbelt, erkennst du, ob ein Pferd oder ein Esel unter dir ist. kaukasisch



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Abschnitt der Bühnenwerke, 3. sowj. Filmregisseur („Der stille Don"), 8. altägypt. Stadt, 14. nord. Männername, 15. Stockwerk, 18. Trinkstube, 20. untergegangenes Turkvolk in Südrußland, 24. europ. Inselstaat, 26. Dichter und Stadtschreiber in Eisenach (gest. 1434), 27. Gangart der Pferde, 29. sowj. Tageszeitung, 31. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 32. Mädchenname, 34. zwei zusammengehörende Dinge, 35. große afrikan. Sprachfamilie, 37. russ.-sowj. Maler und Kunstwissenschaftler (gest. 1960), 40. afrikan. Strom, 41. kleine Deichschleuse, 42. Lehrsatz; Behauptung, 44. Bildpunkt, 46. Kampfplatz, 49. Mädchenname, 51. Schwanzlurch, 52. ein Scheuerpulver, 53. Stadt im SW Polens, 55. ringförmige Koralleninsel, 57. Unkosten, Auslagen, 60. Name Finnlands i. d. Landessprache, 63. plötzlicher Stoß; Bewegung, 64. Kurzform für Samuel, 65. sowj. Meisterpianist (gest. 1985), 68. arabisches Grußwort, 70. Mädchenname, 72. Zeichen, 73. Truppenspitze, 74. Schafrasse, 76. ostrumän. Regionshauptstadt, 79. männl. Schwimmvogel, 81. sowj. Bildhauer (erhielt 1986 den Nationalpreis der DDR), 84. russ. revolutionär-demokrat. Philosoph und Publizist (gest. 1848), 85. Fluß in Thüringen, 87. Strauchfrucht, 88. Lasttier, 91. griech. Buchstabe, 92. Vortrag; Ansprache, 93. dichterisch: Frühling, 94. turksprachiges Volk i. d. SU, Hauptbevölkerung einer ASSR im europ. Teil der RSFSR, 95. bedeutender sowj. Augenarzt (gest. 1956).

Senkrecht: 2. Oberbekleidungsstück, 4. svw. Elch, 5. Name einiger kleiner Gebirge i. d. BRD, 6. russ. Maler (gest. 1911), 7. österr. Physiker (gest. 1916), 9. Hauptschlagader, 10. Schabeisen der Kammacher, 11. Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, 12. Meeressäugetier, 13. erste gesamtruss. marxist. Kampfzeitung, 16. Rennpferd, 17. Nähmaterial, 19. Wohlgeruch, 21. griech. Göttin, Gemahlin des Zeus, 22. Großvater, 23. Nische vor Hochgebirgsgipfeln, 25. Flaumfeder, 28. russ. Saiteninstrument, 30. Segelstange, 33. sowj. Oblasthauptstadt a. d. Angara, 34. sowj. Ortschaft bei Urjupinsk/Oblast Wolgograd, 36. Korbblütler, Heilpflanze, 38. Wendekommando, 39. Riesenschlange, 40. jugoslaw. Stadt in Serbien, 41. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 43. Währungseinheit in Peru, 45. Name eines ehemal. sowj. Schachweltmeisters, 47. französisch: Straße, 48. inneres Organ, 50. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 54. Maßeinheit des elektr. Widerstands, 55. Dorfsiedlung der sowj. Turkvölker, 56. englisch: Öl, 58. Bezirksstadt a. d. Otava/ČSSR, 59. svw. Zahl, Ziffer, 61. altnordischer Gott, 62. bewaffneter Zweikampf, 66. ungar. Mädchenname, 67. Ritter der Artusrunde, 69. Feldbahnwagen, 70. spanischer Maler des 17. Jh., 71. mittelspan. Provinzhauptstadt, 72. Greifvogel, 73. stehendes Gewässer, 75. trop. Ölbaumharz, 77. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 78. südfranzös. Hafenstadt, 80. feingeripptes Gewebe, 82. eine der Gezeiten, 83. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 86. Monatsname, 89. Satz, Serie, 90. russ. Männername.

Völker, deren Namen uns nur noch als historische Fakten bekannt sind, gab es viele auf dem Gebiet der heutigen Sowjetunion. Zu den untergegangenen Turkvölkern, die bis ins 13. Jahrhundert weite Teile Südrußlands beherrschten, gehörte neben den Chasaren und Polowzern eines, dessen Namen unser heutiges Lösungswort bildet.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 21 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 26. November 1986 (Poststempel). Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 26/1986 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach
Majas Auftaktsieg

KATALANISCH, M. Tschiburdanidse (UdSSR)–J. Achmylowskaja (UdSSR), WM-Match Sofia '86, 1. Partie: **1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. g3 Lb4+ 4. Ld2 Le7 5. Sf3 d5 6. Lg2 0-0 7. 0-0 c6 8. db3 b6 9. Sc3 Lb7 10. Tac1 Sbd7 11. Lf4 Sh5 12. Le3 f5 13. cd ed 14. Se5 S:e5 15. de Kh8 16. f4 g5 17. Kh1 De8 18. fg Sg7 19. a4 Dd7 20. Tcd1 Se6 21. h4 Sc5 22. Dc2 De6 23. Lh3 Lc8 24. Ld4 Kg8 25. Kh2 Dg6 26. e3 h6 27. g4 Se4 28. gf L:f5 29. T:f5 T:f5 30. L:f5 D:f5 31. S:e4 D:e4 32. D:e4 de 33. gh Kh7 34. Kh3 K:h6 35. Tf1 Tf8 36. T:f8 L:f8 37. Kg4 Kg6 38. h5+ Kf7 39. Kf5 c5 40. e6+** (während die Herausforderin noch über ihren Antwortzug nachdachte, fiel das Blättchen auf der Schachuhr, was „0" durch Zeitüberschreitung bedeutet) – **1:0.**

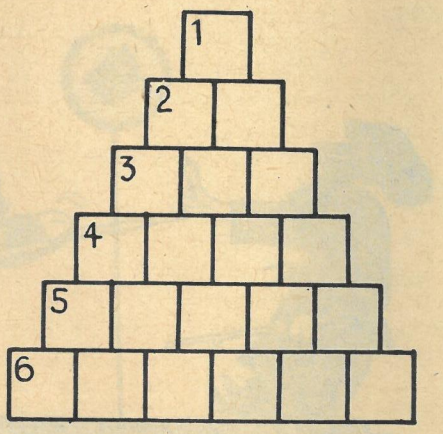
Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Turngerät, 2. See in Finnland, 3. Bezeichnungen, 4. Kurzform für Margarete, 5. Sportruderboot.

1				
2				
3				
4				
5				

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:
1. Vokal, 2. Skatbegriff, 3. europ. Inselbewohner, 4. trop. Körnerfrucht (Getreide), 5. Reihe, Folge, 6. männl. Rinder.



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

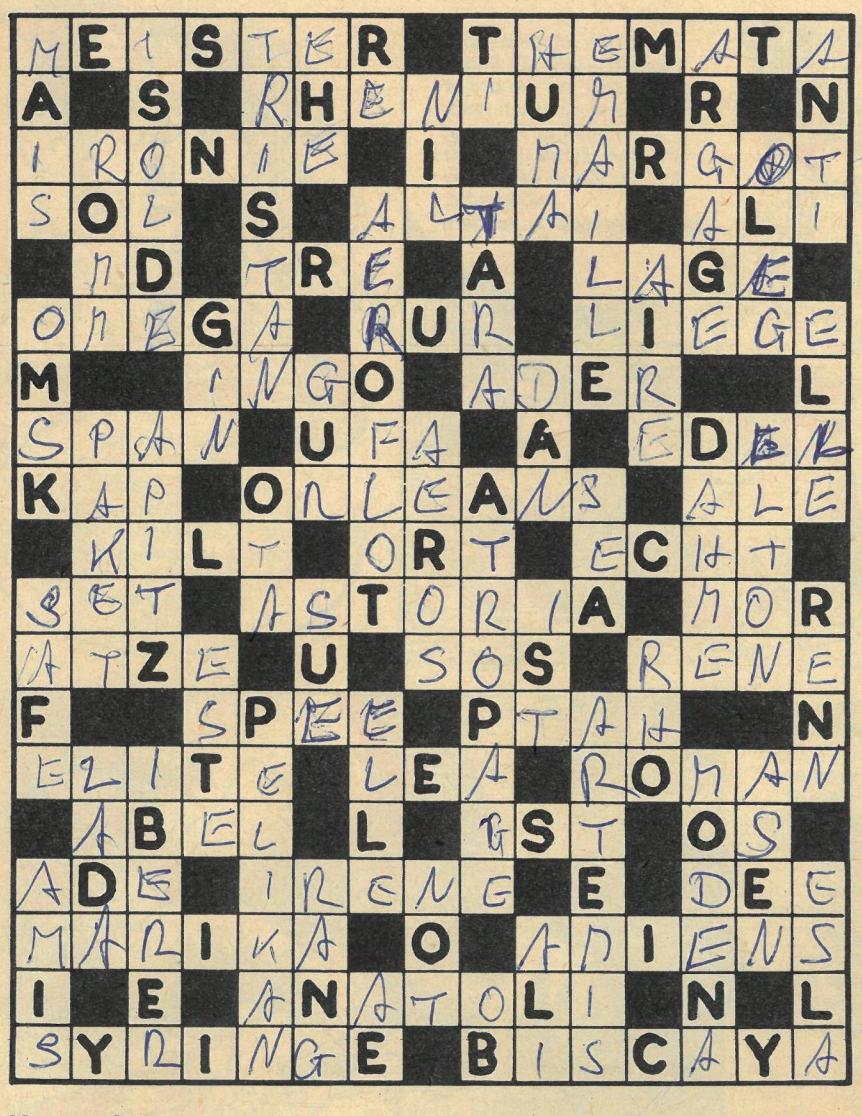
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



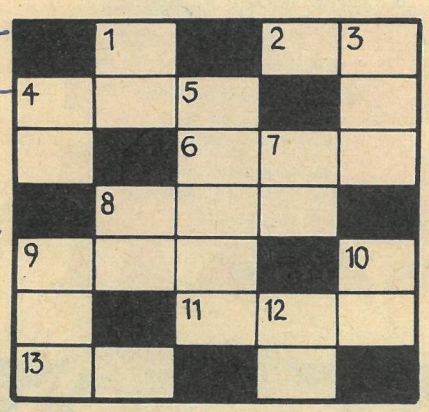
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Blutgefäß, 2. sowj. Luftfahrtgesellschaft, 3. genialer norweg. Mathematiker des 19. Jh., 4. Betriebsteil des Staatszirkus der DDR, 5. engl. Biersorte, 6. Fluß im NO Frankreichs, 7. Abschiedsgruß, 8. arab. Männername, 9. Gebirge im S des asiat. Teils der SU, 10. umgangssprachl. Bezeichnung für die amerikan. Besatzungssoldaten, 11. Stadt im N Spaniens, 12. Autor des Romans „Nackt unter Wölfen", 13. nordfranzös. Stadt a. d. Somme, 14. i. d. Medizin: Zellenschwund, Organschwund, 15. russ. Männername, 16. griech. Göttin der Jagd, 17. nordisches Göttergeschlecht, 18. Kinderzeitschrift, 19. Mädchenname, 20. Nebenfluß der Garonne, 21. Zeichen für astronomische Einheit, 22. stürmische Atlantikbucht zwischen Südwestfrankreich und Nordspanien, 23. Stadt und Fluß im Landkreis Luckau/Bez. Cottbus, 24. Judo-Meistergrad, 25. schott. Fluß zur Nordsee, 26. Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 27. Lebensbund, 28. altes Längenmaß, 29. Stadt in Burma, 30. Nebenfluß des Duero, 31. Auslese, 32. Salzsee bei Wolgograd, 33. svw. unverfälscht, 34. Glasschmelzfluß, 35. Laubbaum, 36. Angehöriger eines Volkes im NW der SU, 37. Wacholderbranntwein, 38. Gesellschaft für Sport und Technik (Abk.), 39. mehlartiges Mineral, 40. Grenzort im NO Chinas (am Amur), 41. erste historisch bezeugte Einwohner Spaniens, 42. Männername, 43. weibl. Operngestalt aus „Rienzi", 44. versteckter Spott, 45. weibl. Titelgestalt einer Wagner-Oper, 46. Erfüllungsstand, 47. Vorgebirge, Landspitze, 48. Knierock der Bergschotten, 49. sowj. Automarke, 50. Situation, 51. Ruhemöbel, 52. Mädchenname, 53. Kolbengetreide, 54. ungar. Mädchenname, 55. Handwerkertitel, 56. Stadt in Oberitalien, 57. niederländ. Maler des 16. Jh., 58. chem. Zeichen für Mendelevium, 59. afrikan. Strom, 60. Bedrängnis, 61. westsibir. Strom, 62. griech. Buchstabe, 63. russ. Männername, 64. histor. französ. Stadt a. d. Loire, 65. tschech. Männername, 66. Ansiedlung, 67. westsibir. Stadt am Irtysch, 68. chem. Zeichen für Osmium, 69. Postsendung, 70. altägypt. Stadtgott von Memphis, 71. Ruderfußvogel, 72. Theaterplatz, 73. ein chem. Element, 74. Skatausdruck, 75. Maasnebenfluß, 76. sowj. Filmregisseur („Neun Tage eines Jahres"), 77. Nordlandtier (Mz.), 78. griech. Buchstabe, 79. Waldtier, 80. Autor des Jugendbuches „Trini", 81. längere Prosaerzählung, 82. Hobelabfall, 83. svw. Flieder, 84. Satz zusammengehörender Gegenstände, 85. Bankfach; Geldschrank, 86. internationaler Hilferuf, 87. peruanische Währungseinheit, 88. französ. Schriftsteller des 19. Jh., 89. ein Waschpulver, 90. englisch: See, 91. Verpackungsgewicht, 92. Haupt- bzw. Leitgedanke (griech., Mz.), 93. männl. Titelgestalt einer Wagner-Oper, 94. italienisch: drei, 95. chem. Zeichen für Titan, 96. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR.

Silbenkreuzworträtsel

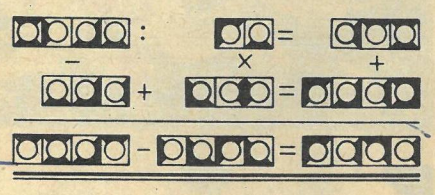
Waagerecht: 2. starker Kaffee, 4. Blechblasinstrument, 6. nordostspanische Provinzhauptstadt, 8. asiatische Hauptstadt, 9. Bezeichnung für die Gliedstaaten der Schweiz, 11. westafrikan. Fluß, 13. kalkreicher Ton.

Senkrecht: 1. Geistlicher der russ.-orthodoxen Kirche, 3. Staat in Nordamerika, 4. Schlaginstrument, 5. das Bewegen entfernter Gegenstände durch übersinnliche Kräfte, 7. spanisch: Fluß, 8. Glücksspiel, 9. lyrisches Chorwerk mit Instrumentalbegleitung, 10. Büchergestell, 12. Witterungserscheinung.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der dritte Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben: Kinn – Feuer – Bart – Linie – Silben – Dunst

Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen des Komponisten der DDR-Nationalhymne.

Auflösungen aus Heft 22/1986

Kreuzgitter, Waagerecht: Krassin (36), Elain (14), Union (68), Krake (35), Tritt (66), Tell (61), Eule (22), Erz (21), Niet (44), Isis (28), Tadel (60, Trappe (63), Enkel (16), Lek (38), Ero (20), Lem (39), Ali (3), Lee (37), Ahr (2), Skote (58), Reiher (51), Armee (8), Efeu (9), Nara (42), Reh (49), Reif (50), Stil (59), Okapi (46), Ratio (48), Elemi (15), Trend (64), Gagarin (23).
Senkrecht: Kokon (34), Arate (6), Siel (56), Nut (45), Sinus (57), Ente (17), Arie (7), Netz (43), Kette (33), Trip (65), Lid (40), Eile (13), Ion (27), Selma (55), Kar (30), Allee (4), Reise (52), Polo (47), Erie (19), Eger (10), Kali (29), Karre (31), Ehe (11), Haff (25), Kenia (32), Tor (62), Erek (18), Mus (41), Eiger (12), Alter (5), Ahorn (1), Rost (54), Hase (26), Ried (53), Trog (67), Gig (24).

Geschütteltes: Mandarine.

Umstellrästsel: Genie, Oslo, Tower, Inder, Koran. – Gotik.

Magisches Quadrat: 1. Beleg, 2. Erato, 3. Laval, 4. Etage, 5. Golem.

Vom Kern zum Wort: 1. Astronom, 2. Rumänien, 3. Mastodon, 4. Elektron, 5. Norwegen, 6. Indianer, 7. Eremiten, 8. Register. – Armenier.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Pokal, 3. Tuba, 5. Laser, 8. Pentode, 9. Minetti, 10. Nero, 12. London, 13. Torte.
Senkrecht: 2. Kalla, 4. Bajadere, 6. Serpentine, 7. Semikolon, 11. Rotor.

Buchstabentausch: Wall, Ader, Gans, Nabel, Este, Rang. – Wagner.

Gereimtes: Edam – Made.

Raten und Rechnen:

756	:	9	=	84
–		×		+
126	+	42	=	168
630	–	378	=	252

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 18) aus Heft 20/1986

Waagerecht: 1. TASS, 5. Spuk, 8. Odessa, 12. Fön, 15. Aimak, 16. Flor, 18. da, 19. Trage, 20. Oslo, 21. Ulaanbaatar, 23. Rep., 26. Ulan, 27. Roi, 28. Mira, 29. Ade, 30. Parterre, 33. Kar, 36. NTE, 38. Kader, 40. Lear, 41. Nessel, 44. Abel, 48. Darss, 50. Ana, 51. Ire, 52. Elle, 56. Staat, 58. Eklat, 60. Nan, 62. Kino, 63. Lie, 64. Tier, 66. Alandski, 69. Aras, 71. Alt, 72. Ihle, 74. Eni, 75. Kalat, 78. Beton, 79. Ahle, 81. Ili, 83. Ase, 85. Lunte, 87. Asse, 89. Kosmos, 91. Ebro, 94. Arasi, 97. Won, 100. Leo, 101. Schranke, 103. Lar, 104. Sims, 107. Sar, 109. Rute, 110. Ota, 111. Kamtschatka, 113. Autokrat, 117. Istra, 118. Ei, 119. Atta, 120. Senta, 121. Ahne, 122. SKE, 123. Roller, 124. Etat, 125. Dau, 126. Lote. **Senkrecht:** 2. Aas, 3. Silur, 4. Smolensk, 5. Skunks, 6. Ufa, 7. klar, 8. Orbit, 9. Edam, 10. Satire, 11. Atrak, 12. Farad, 13. Ögedei, 14. Neper, 17. Onon, 22. Ar, 24. Sal, 25. Eta, 31. Regatta, 32. Erdteil, 34. Asatan, 35. Ren, 37. Ear, 39. All, 42. Esla, 43. Land, 45. Bek, 46. Lena, 47. Asiat, 49. Re, 51. Inka, 53. Lorbeer, 54. Elstern, 55. Heine, 57. Ai, 59. Alei, 61. Askese, 65. Rhea, 67. Niak, 68. Illo, 70. AE, 73. Eis, 76. Ausstand, 77. TN, 80. Hus, 82. Lew, 84. Sol, 86. Bratsk, 88. Semmel, 90. Morast, 92. Baikal, 93. Oktant, 94. Alois, 95. Arate, 96. Iskar, 98. Oscar, 99. Naht, 102. Ceuta, 105. i. A., 106. Stil, 108. Rate, 112. Tat, 114. Tau, 115. Rho, 116. Tee. – **Lösungswort:** Tschoibalsan.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Anna Holz, Chüttlitz, 3561

2. Preis:
75,– M Olaf Kreßner, Leubnitz, 9620

3. Preis:
50,– M Volkhard Scherf, Ühlstädt, 6821

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Fam. Börner, Naumburg, 4800; Astrid Hilke, Genthin, 3280; Ewald Hase, Jena-Lobeda, 6902; Ruth Heinick, Bautzen, 8600; Hildegard Rösler, Beelitz/Mark, 1504.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 5

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

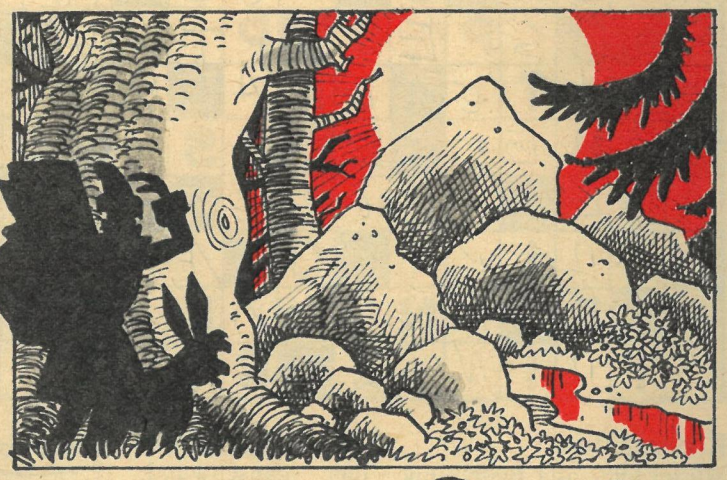
Iwanuschka, Freund, warum so traurig?

Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, es steht schlimm um mich! Der Zar befahl mir, den Feuervogel zu fangen! Wenn es mir nicht gelingt…

Hab ich dich nicht gewarnt: Rühr die Feder nicht an! Sie bringt Unglück! Aber ich helfe dir aus der Patsche. Geh zum Zaren und bitte ihn um einige Dinge, die nötig sind, den Feuervogel zu fangen.

Väterchen Zar, um den Feuervogel zu fangen, braucht es List und Verstand. Um ihn in eine Falle zu locken, brauche ich zwei Backtröge, ein Beutelchen mit Hirse und eine Flasche süßen Wein…

Der Mond stand noch am Himmel, da machten sich die Freunde auf den Weg. Schließlich kamen sie in einen dichten Wald. „Gleich sind wir am Silbernen Berg", sprach das Pferdchen, „hierher kommen in der ersten Morgenröte die Feuervögel, um aus einem klaren Bach zu trinken. Schütte die Hirse in einen Trog und übergieß sie mit süßem Wein. Dann versteck dich unter dem zweiten Trog. Die Feuervögel werden die Hirse aufpicken und unaufmerksam sein…"



Hallo, mein Schöner! Diesmal bin ich schlauer und laß mich von deinen bunten Federchen nicht hinters Licht führen!

Brav, Iwan, du hast meinen Wunsch erfüllt. Bist ein tüchtiger Kerl und deshalb ab heute – mein Erster Steigbügelhalter!

Dieser Grünschnabel hat mich beim Zaren ausgestochen! Aber warte, so schnell gebe ich mich nicht geschlagen!

Warum das Meerwasser salzig ist

Es waren einmal zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Als das neue Jahr anbrach, war das Haus des Armen leer, er hatte nichts, was er auf den Tisch stellen und womit er seine Familie ernähren konnte. Da ging er zu seinem reichen Bruder und bat:

„Gib mir wenigstens für das Fest ein wenig Fleisch auf Borg."

Der reiche Bruder brachte das Bein einer Kuh und warf es dem Armen hin. Der Arme verneigte sich und dankte dem Bruder.

„Ich danke dir, Bruder, du hast mir geholfen!"

Den Reichen aber wurmte es, daß er das Fleisch hatte hergeben müssen und schrie:

„Du hast es bekommen, und nun geh! Scher dich von mir aus zum Hijsi!" Der Hijsi aber war ein Ungeheuer.

Der arme Bruder nahm das Bein der Kuh und ging. Er ging und dachte: Da ist nichts zu machen, wenn mich der Bruder zu dem Ungeheuer schickt, muß ich hingehen! Er ging einen Waldweg entlang, ging fürbaß und traf auf Holzfäller. Die fragte er:

„Sagt mir, ihr Holzfäller, wo geht es denn zum Hijsi?"

„Guter Mann, du bist wohl nicht recht bei Trost?" sagten die Holzfäller. „Der Hijsi ist ein Ungeheuer, das frißt dich gleich auf!"

Der arme Bruder dauerte die Holzfäller, aber was sollten sie tun? Sie sagten ihm, welcher Weg zum Hijsi führte.

„Nimm dieses Birkenscheit, es ist hart. Wenn du zum Hijsi ins Haus kommst, gib ihm nicht die Hand, sondern halte ihm das Birkenscheit hin. Und nimm von ihm nichts an, was er dir auch anbieten mag. Nimm nur den kleinen Mühlstein, von dem trennt sich der Hijsi niemals, er hängt ihm am Rücken."

Der arme Bruder dankte den Holzfällern und ging weiter.

Bald kam er an die Stelle, wo das Haus des Hijsi stand. Der arme Bruder trat ein, da sah er den alten Hijsi auf dem Ofen sitzen, und der Mühlstein hing ihm am Rücken.

Der arme Bruder grüßte. Der Hijsi fletschte die Zähne, als ob er sich freute, und reichte ihm die Hand.

„Ich grüße dich, mein Gast!"

Aber der arme Bruder streckte ihm statt der Hand das Birkenscheit hin. Der Hijsi packte es und drückte so fest zu, daß aus dem Scheit der Saft troff.

Der arme Bruder sagte:

„Ich habe mir von meinem reichen Bruder dieses Kuhbein geborgt, um es dir als Geschenk zu bringen. Nimm!"

Der Hijsi freute sich und sagte:

„Alle versprechen mir Geschenke, aber niemand bringt mir welche. Dafür will ich dich belohnen. Sprich ohne Scheu!"

Da sagte der arme Bruder:

„Wenn du mich aber belohnen willst, so schenke mir den Mühlstein, den du auf dem Rücken trägst."

Der Hijsi ächzte.

„Weil du ein gutes Herz hast, so sei es, ich gebe ihn dir. Aber wisse, es ist kein gewöhnlicher Mühlstein, denn er mahlt alles, was du ihm gebietest."

Der Arme nahm den Mühlstein und ging nach Hause. Er kam just zum Feiertag zurecht.

Kaum hatte er sein Haus betreten, das sagte er:

„Mühlstein, Mühlstein, mahle meinen Kindern und meiner Familie ein Mahl für den Feiertag!"

Und ehe er sich's versah, legte der Mühlstein los, und er spendete reichlich vielerlei Speisen, so daß sich der Tisch unter der Last bog.

Der Feiertag ging vorüber, der Mühlstein aber mahlte und mahlte.

Der reiche Bruder aber wunderte sich sehr. Er hielt es nicht aus, ging zu ihm und fragte. Der Bruder antwortete:

„Weißt du noch, wie du mich zum Hijsi geschickt hast? Da hat er mir den Zaubermühlstein geschenkt, der mahlt mir alles, was ich will."

Den reichen Bruder erfaßte Neid.

„Ich habe dir Fleisch gegeben", sagte er, „so gib mir jetzt für zwei Tage die Mühle."

„Gern, nimm", sagte der arme Bruder. „Ich habe schon genug. Ich gebe sie dir gern."

Der reiche Bruder nahm den Mühlstein und ging nach Hause. Hier befahl er dem Mühlstein, alle möglichen Reichtümer zu mahlen. Der Mühlstein legte los, und der reiche Bruder wurde noch reicher. Tags darauf ging er ans Meer, um Fische zu fangen. Ich will doch den Mühlstein mitnehmen, dachte er. Er wird mir soviel Salz mahlen, wie ich will. Dann kann ich gleich im Boot die Fische einsalzen. Das geht schneller und schafft mehr.

Gedacht, getan: Er fing das ganze Boot voller Fische und befahl dem Mühlstein, die Fische zu salzen.

Es verging keine Stunde, da waren sie alle gesalzen. Dem Reichen aber war es noch zu wenig, die Habgier packte ihn, und er wollte noch mehr.

Er fing weitere Fische und salzte sie, und es war ihm immer noch zu wenig. Er fing so viele Fische, daß sie einen Berg bildeten.

Während er weitere Fische fing, schaffte der Mühlstein soviel Salz, daß der Reiche bis zu den Hüften darin stand, und die Habgier schüttelte ihn.

Da barst das Boot, fiel auseinander und versank. Mitsamt dem reichen Bruder, dem Salz und den Fischen.

Der Mühlstein aber fiel auf den Meeresgrund und mahlte immer weiter. Er mahlt bis auf den heutigen Tag.

Darum ist das Meerwasser salzig.

Die Karelier

... sind sprachlich und historisch mit den Finnen verwandt, stehen jedoch seit dem 14. Jahrhundert kulturell unter russischem Einfluß. Die Karelier sind in der Karelischen ASSR beheimatet, Kurzbezeichnung: Karelien.

Gegründet am 25. 7. 1923.

Bevölkerung: 736 000 Einwohner (1979), 138 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Karelier.

Lage: Karelien – das „Land der Wälder, Seen und Sümpfe" – liegt im Nordwesten des europäischen Teils der Sowjetunion.

Territorium: 172 400 km²

(zum Vergleich: Die DDR ist 108 178 km² groß).

Hauptstadt: Petrosawodsk.

Karelische Großbetriebe produzieren Papiermaschinen und Holzrückschlepper; jede dritte Zeitung der Sowjetunion wird auf karelischem Papier gedruckt.

Der kluge Märchenerzähler

In alten Zeiten lebte einst ein Zar. Er liebte Märchen so sehr, daß er keinen Tag leben konnte, ohne welche zu hören. Es war nicht leicht, ihm Märchen zu erzählen, denn er hatte schon alle Märchen gehört, und er wollte nur Märchen hören, die er noch nicht kannte. Wer ihm aber ein altes Märchen erzählte, verlor seinen Kopf.

Es kam der Tag, daß niemand mehr sich bereit fand, zum Zaren zu gehen und um einer Zarenlaune willen den Kopf herzugeben. Die Minister liefen herum, die Diener tuschelten. Der Zar aber brüllte:

„Wenn ihr mir nicht einen Märchenerzähler bringt, lasse ich euch alle köpfen!"

Stellt euch vor, plötzlich fand sich ein junger Bursche.

Der Zar hieß ihn sich setzen, und da begann der junge Bursche:

„Dies geschah in alten Zeiten, als mein Großvater und dein Großvater zusammen eine Scheune bauten, die war so gewaltig, daß ein Eichhörnchen einen ganzen Tag brauchte, um auf dem Dachfirst von einem Ende zum anderen zu laufen. Schon gehört?"

„Nein, noch nicht", sagte der Zar.

„Nun, wenn du es noch nicht gehört hast", sagte der junge Bursche, „so lege dich schlafen, ich komme morgen wieder."

Und er ging.

Tags darauf kam er wieder. Der Zar schob ihm einen Stuhl hin und sprach: „Erzähle weiter!"

Der junge Bursche begann:

„Erinnerst du dich, was für eine Scheune mein Großvater und dein Großvater gebaut haben? Also, in dieser Scheune hielten sie einen Stier, der war so groß, daß eine Schwalbe einen ganzen Tag brauchte, um von einem Horn zum andern zu fliegen! Schon gehört?"

Der Zar konnte es kaum noch erwarten zu erfahren, wo dieser Stier jetzt war.

„Nein, noch nicht", sagte er.

„Nun, wenn du dieses Märchen noch nicht gehört hast", sagte der junge Bursche beherzt, „so lege dich schlafen, ich komme morgen wieder."

Er ging und hatte noch immer den Kopf auf den Schultern. Der Zar lag im Bett, wälzte sich von einer Seite auf die andere und dachte: Das ist ein kluger Bursche, der versteht es, Märchen zu erfinden! Aber ich bin auch nicht von gestern, ich werde ihn mit einer List bezwingen.

Am Morgen rief der Zar seine Minister zu sich und sprach zu ihnen:

„Kommt heute abend Märchen hören und merkt euch: Was der junge Bursche auch sagt, ihr werdet allesamt versichern, ihr hättet es schon gehört."

Der junge Bursche erschien zum dritten Mal. Der Zar brachte ihm eigenhändig einen Stuhl.

Der junge Bursche begann:

„Als dein Vater und mein Vater als Nachbarn herrschten, hat sich dein Vater von meinem Vater Gold geborgt, vierzig Fässer voll, jedes Faß bis an den Rand gefüllt. Schon gehört?"

Die Minister dachten an des Zaren Geheiß und riefen:

„Das haben wir schon gehört!"

„Nun, wenn ihr es gehört habt", sagte der junge Bursche, „so ist es an der Zeit, Zar, daß du deine Schuld bezahlst!"

Was tun? Der Zar dachte nicht mehr ans Köpfen, sondern an die Schmach.

Sie trugen Gold zusammen, sie leerten die Schatzkammer gänzlich aus, und doch wurde es nur ein Faß voll.

Nun, unser junger Bursche war nicht habgierig. Er gab sich mit dem einen Faß zufrieden.

Der Zar aber ... der Zar hütete sich fortan, Köpfe abzuschlagen. Und wenn er ein Märchen hörte, sagte er auch noch danke!

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Redaktion: Gisela Reller

Fortsetzung von Seite 35

Das Geheimnis der Erde

aber mit einer großen Sicherheitsnadel an den Krötenrock geheftet.
Manchmal rebellierte Nikolajew und verschwand für ein Weilchen, doch Krötchen regte sich niemals auf. Sie wußte: Ihr Quakfrosch würde in den Sumpf zurückkehren, wo sie ihn mit Würmern und Larven füttern und ihm das Däumelinchen zuführen würde.
Und so war es auch.
Einmal hatte Krötchen zu Aljona gesagt: „In Ihrem Alter hatte ich schon zwei Kinder." Aljona hatte begriffen, was sie damit sagen wollte: Heiraten Sie, gründen Sie eine Familie und vertun Sie Ihre Zeit nicht mit meinem Sohn. Aus Ihnen beiden wird nichts.
Aljona und Krötchen mochten einander nicht. Ohne Grund. Ihre Magnetfelder stimmten einfach nicht überein. Vielleicht aber gab es auch einen Grund, nämlich Nikolajew. Das Objekt ihrer Liebe war dasselbe, jede wollte es ungeteilt besitzen.
„Guten Tag", sagte Aljona.
„Guten Tag", erwiderte Krötchen etwas verwundert über Aljonas Auftauchen und ihr Kampfgefieder.
„Ist Sascha daheim?"
„Sascha ist im Dienst", antwortete Krötchen sehr höflich und scheinbar sogar mitleidig, weil Aljona so aussichtslos ihrem Sohn hinterherlief.
„Da ist er nicht, ich komme gerade von dort."
„Dann weiß ich auch nicht. Zu mir hat er jedenfalls gesagt, daß er zur Arbeit geht."
Aljona lag das Wort „Kröte" auf der Zunge. Sie schluckte es aber herunter und sagte: „Auf Wiedersehen."
Sie stieg ins Erdgeschoß hinunter, betrat die Straße. Der Hof vor dem Haus war mit Grün bepflanzt. Eine hochgewachsene, knochige Alte schritt weit aus wie ein Novize und zog einen Gartenschlauch hinter sich her.
Aljona hielt nachdenklich inne. Nikolajew war zum Dienst gegangen, aber nicht aufgekreuzt – also war etwas passiert. War er unter ein Auto geraten?
Sie hob den Kopf und suchte Nikolajews Fenster ausfindig zu machen.
Krötchen zeichnete sich am Fenster ab, selbst von hier waren ihre starren erregten Augen zu sehen. Wahrscheinlich dachte sie dasselbe wie Aljona. Bestimmte Situationen bringen Denkschablonen hervor.
„Vera Petrowna!" rief Aljona.
Krötchen beugte sich sofort zum Fenster heraus.
„Wissen Sie vielleicht, wo hier die Unfallklinik ist?"
Krötchen verschwand augenblicklich, als wäre sie in Ohnmacht gefallen.
Aljona wartete ein Weilchen, dann ging sie gedankenverloren zur Bushaltestelle.
Wenn ihm wirklich was passiert ist, hat man ihn sicherlich ins Sklifossowski-Krankenhaus gebracht, dachte sie. Sie würde um einen Kittel bitten, sein Zimmer betreten und sich behutsam neben ihn aufs Bett legen. Nikolajew würde in ihrem Fluidum schweben wie in einem warmen Bad und keinen Schmerz mehr verspüren. Nichts mehr wäre schrecklich. Sie würde ihre Lippen seinem Ohr nähern und fragen: „Hörst du mich?"
Als Antwort würde er die Wimpern senken und heben.
„Ich hab's satt", würde sie flüstern. „Ich will nicht mehr."
Er würde die Wimpern senken, und vom Augenwinkel zum Ohr würde eine kleine trübe Träne rollen.
Nikolajew war zum Dienst gegangen, aber dort nicht angekommen. Vielleicht war ihm wirklich etwas zugestoßen. Vielleicht war ihm auch etwas anderes in die Quere gekommen oder richtiger: eine andere.
Aljona blieb wie gelähmt stehen. Ihr fiel ein, daß er einmal, als es mit ihnen beiden begann, einfach nicht zur Arbeit gegangen war. Damals war Aljona für ihn wichtiger gewesen als alle Geheimnisse dieser Erde. Er fürchtete die Schande nicht, die das Haupt eines Bummelanten trifft, keine Strafe konnte ihm Furcht einjagen. Sie waren ins Kino gegangen, von dort ins Café und danach nur so durch die Straßen, Arm in Arm. Und heute das gleiche. Gleiche Handlung, gleicher Text. Warum auch sollte er neue Worte erfinden und sich anders verhalten. Das Objekt der Liebe wechselt, der Mensch aber bleibt derselbe und äußert seine Gefühle wie eh und je. Er und die andere sitzen jetzt im Kino, im selben Filmtheater, Ellenbogen an Ellenbogen, Schulter an Schulter. Er blickt zur Leinwand, sie auf ihn. Er wendet sich ihr zu und nickt leicht in Richtung Leinwand: Sieh dorthin! Sie aber blickt ihn an und er sie, und im Dunkeln blitzen seine Augen auf. Wer weiß, woran der Mensch in den letzten Sekunden seines Lebens denkt? Noch keiner hat das berichtet. Möglich, daß sie, Aljona, in den letzten Sekunden seine im Halbdunkel aufblitzenden Augen sieht. Besser, er wäre wirklich unter ein Auto geraten, dann weilt er jetzt jenseits der Zeit und nicht hier. Mit einer anderen.
Nach dem Kino würden sie in ein Café einkehren. Er kaut mit geschlossenen Lippen und sieht unentwegt die andere an und begreift nicht, wie er jemals eine andere Frau lieben konnte. Sie ist schöner als Aljona, jünger, eleganter, und vor allem gefällt die Krötchen. Nikolajew unterhält sie mit dem bekannten Programm: erst die Kindheit, in der er kein Mamsik ist, sondern ein ewig hungriger Tunichtgut. Dann das Institut für Geophysik, in dem er nicht als Musterexemplar, als Streber gilt, sondern als Freidenker, als Kämpfernatur. Der Direktor versucht, ihn zu verstehen, doch Nikolajew fügt sich nicht in fremde Denkschemata. Niemand, aber auch niemand kann ihn begreifen... Die andere streicht mit feiner Hand über seine Wange und sagt: „Ich begreife dich, du bist besser als alle anderen. Du bist der Einzige." Nikolajew nimmt ihre Hand von der Wange und küßt jeden Finger. Sie neigt das Gesicht und küßt seine Hände, jeden Finger... Sie weiß natürlich von Aljona und nennt sie „deine Sängerin". Er schweigt verwirrt, gleichsam wie zur Entschuldigung für seine Vergangenheit, und streicht sie mit seinem Schweigen aus.
„Ihr Fahrschein", hörte Aljona jemand über ihrem Ohr sagen. Aljona kam zu sich. Über ihr im Bus standen zwei Frauen, sie selbst saß. Sie konnte sich nicht besinnen, wie sie in den Bus geraten war und begriff nicht, was die fremden Frauen von ihr wollten. Sie richtete ihre kummervollen Augen zu ihnen auf. Dann erhob sie sich von ihrem Platz und ging, ohne jemanden anzublicken. Die Frauen wichen eingeschüchtert zur Seite und ließen sie durch.
„Eine ganz Durchtriebene", sagte jemand hinter ihrem Rücken.
„Jung und gewissenlos."
Aljona stieg an der Haltestelle Festivalstraße aus. Was für eine Straße war das? Wie war sie hierhergekommen? Wahrscheinlich die falsche Richtung oder der falsche Bus. Oder beides.
Neben dem Laternenmast lag ein toter Hofköter. Sicherlich war er überfahren worden, und jemand hatte ihn beiseite geschafft zu dem Mast. Der Hund war groß, weiß und schmutzig. Ein Symbol für ihr künftiges Leben.
Die beiden saßen im warmen Café, aßen und tranken. Sie dort und Aljona hier, am anderen Ende der Stadt. Verlassen, hungrig, obendrein noch durchtrieben und gewissenlos in den Augen der Mitmenschen.
Das Leben indes ging seinen Gang. Der Abend löste den Tag ab. Die Wolken standen erhaben am Himmel, gleichmütig gegenüber allem, was sich auf der Erde tat. Was war schon ein Einzelschicksal im großen Weltengetriebe? Unversehrte Hunde trabten auf der Suche nach Nahrung und Zärtlichkeit dahin. Was tun? Wie für sich selbst einstehen?
Aljona verspürte plötzlich schneidende Kälte. Sie rang nach Luft. Dann rann Wasser in Bächen an ihr herab.
Ein Sprengwagen fuhr vorüber. Der Fahrer, sichtlich wütend, lehnte sich heraus und schrie etwas.
Das Auto fuhr weiter. Aljona blieb an einer Bushaltestelle stehen. Ihre Haare hingen herab. Die Wimperntusche hinterließ schwarze Rinnsale auf ihrem Gesicht. Die Hosen klebten an ihren Beinen, Wasser lief ihr in die Schuhe.
Nikolajew und die andere spazierten jetzt durch die Stadt und biegen womöglich in die Festivalstraße ein. Sie gehen an Aljona vorüber, Hand in Hand, zusammengeschweißt durch ein frohes Gefühl.
Nikolajew erkennt Aljona und sagt: „hallo." Sie antwortet „hallo". Dann sagt er „tschüs", und sie antwortet „tschüs." Sie gehen vorüber. Nach ein paar Schritten wendet sich die andere um und mustert Aljona intensiv.
Er ist es, der es satt hat und nicht mehr will, während sie ihm durch die ganze Stadt nachrennt, um ihm elf Worte zu sagen. Aljona fühlte sich erniedrigt, so stark, als hätte die Begegnung wirklich stattgefunden. Doch die Erniedrigung wandelte sich in ein neues, stolzes Gefühl, und dieses Gefühl verbot ihr, auf der Stelle zu verharren.
Sie ging die Festivalstraße entlang. In nassen Schuhen war das unangenehm. Sie zog sie aus, nahm sie in die Hände und ging barfuß über den warmen Asphalt.
Die Entgegenkommenden drehten sich um und blickten ihr verwundert und neidisch nach. Auch sie hätten gern das beengende Schuhwerk abgelegt und wären wie in der Kindheit leicht und beflügelt ausgeschritten. Aber sie alle waren aus unterschiedlichen Gründen unfrei, von Zwängen eingeengt.
Der Fahrstuhl im Haus funktionierte nicht. Deshalb nicht, weil Aljona die letzten Kräfte verließen. Hätte sie sich gut gefühlt, wäre der Fahrstuhl natürlich intakt gewesen. Seit langem registrierte sie solche Zufälle in ihrem Leben und leitete ein Gesetz daraus ab, das sie „Gesetz der Gemeinheit" nannte.
Nikolajew saß vor ihrer Tür auf den Treppenstufen, er schien zu schlummern. Bei ihrem Anblick hob er den Kopf und stand auf. Er sah sie an, ohne zu zwinkern. Seine Augen waren wie die eines Pferdes, eines Ponys. Letzten Endes haben Pony, Pferd und sogar der Esel die gleichen Augen. Unterschiedlicher Wuchs, aber die gleichen Augen. In seiner Erscheinung lag etwas Zerbrechliches, Freudloses wie bei einem Schmetterling, einem Trauermantel. Ein düsterer Charme ging von ihm aus.
Aljona schluckte ihre Erregung hinunter, was ihr auch leidlich gelang. Aber schon preßte es ihr wieder die Kehle zusammen, behinderte das Atmen.
„Ich suche dich seit zwölf", sagte Aljona.
„Und ich warte seit zwölf auf dich", sagte Nikolajew.
„Weißt du was?"
„Ich weiß..."
Sie taumelten aufeinander zu, umschlangen sich, erstarben. Aljona umarmte ihn, als wäre er ihr in Leid und Mühe aufgezogener Sohn, der aus der Gefahr heraus zu ihr gekommen war und wieder in die Gefahr zurückkehren mußte. Sie umarmte ihn, als wäre er ein faszinierender Cowboy mit breitkrempigem Hut. Und es gab keine Kraft, die es vermocht hätte, sie auseinanderzureißen.
Aljona atmete stoßweise wie ein Kind nach langem Weinen. So atmet die ausgedörrte Erde nach dem Regen auf. Alles war klar außer einem: warum sie, Aljona Andrejewna Shurawljowa, eine so schöne, zu dauerhaftem Gefühl fähige Frau, warum sie aus der gesamten männlichen Bevölkerung des Landes ausgerechnet Nikolajew wählte, einen Mamsik und Musterknaben, der außerdem nicht einmal größer war als sie.
Dies war eines der Geheimnisse der Erde, das niemand enträtseln würde, wozu auch. Abends ging Nikolajew.
Aljona wartete, daß er außer „tschüs" noch etwas sagte. Sie blickte in sein Gesicht und er irgendwohin über sie hinweg. Er hatte gelbliche Augäpfel und einen Ausdruck, den sie nicht mochte.
Dann sagte er „tschüs" und ging.
Der Fahrstuhl funktionierte nicht. Eine Weile noch waren seine rhythmischen Schritte zu hören.
Am Morgen erwachte Aljona mit dem Gefühl, alles satt zu haben.

Übersetzt von Monika Tantzscher

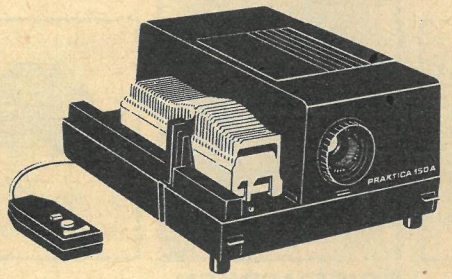
1986

Zum Jahresende
Hauptgewinne zu 100 000,- Mark,
50 000,- Mark
und Pkw Trabant 601 S

Ziehung am
28. Dezember 1986
im Fernsehen der DDR

Los 3,- Mark, erhältlich in allen Annahmestellen und im Sonderverkauf.

Automatisch projizieren Ihren Dias zuliebe



Mit einem PRAKTICA-Kleinbildprojektor ist das projizierte Bild so brillant wie das fotografierte: bis in die Ecken gestochen scharf und bis zum Bildrand gleichmäßig ausgeleuchtet. Nutzen Sie die moderne Technik.

PRAKTICA 150 A

- Diawechsel und Scharfeinstellung automatisch aus der Ferne mit Handschalter
- Brillante Bildwiedergabe durch Halogen-Lichtwurflampe 24 V/150 W
- Universalmagazin für 36 Dias mit freiem Zugriff zu den Dias während der Projektion
- Wechselobjektive für optimale Bildgröße in unterschiedlichen Räumen

PRAKTICA 150 AFT

Zusätzlicher Bedienungskomfort:

- Vollautomatisches Scharfeinstellen mit schnell reagierender Autofocus-Einrichtung
- Diawechselzeit durch „Timer" wahlweise regelbar zwischen 4 s und 45 s

Informieren Sie sich beim Fotofachhandel!

PENTACON

VEB PENTACON DRESDEN
Betrieb des Kombinates
VEB Carl Zeiss JENA

SOVTRANSAVTO

bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse

SOVTRANSAVTO

bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und 30 Ländern Europas und Asiens

SOVTRANSAVTO

bedeutet 22 internationale Kraftverkehrslinien für den Transport von kleinen Güterpartien

SOVTRANSAVTO

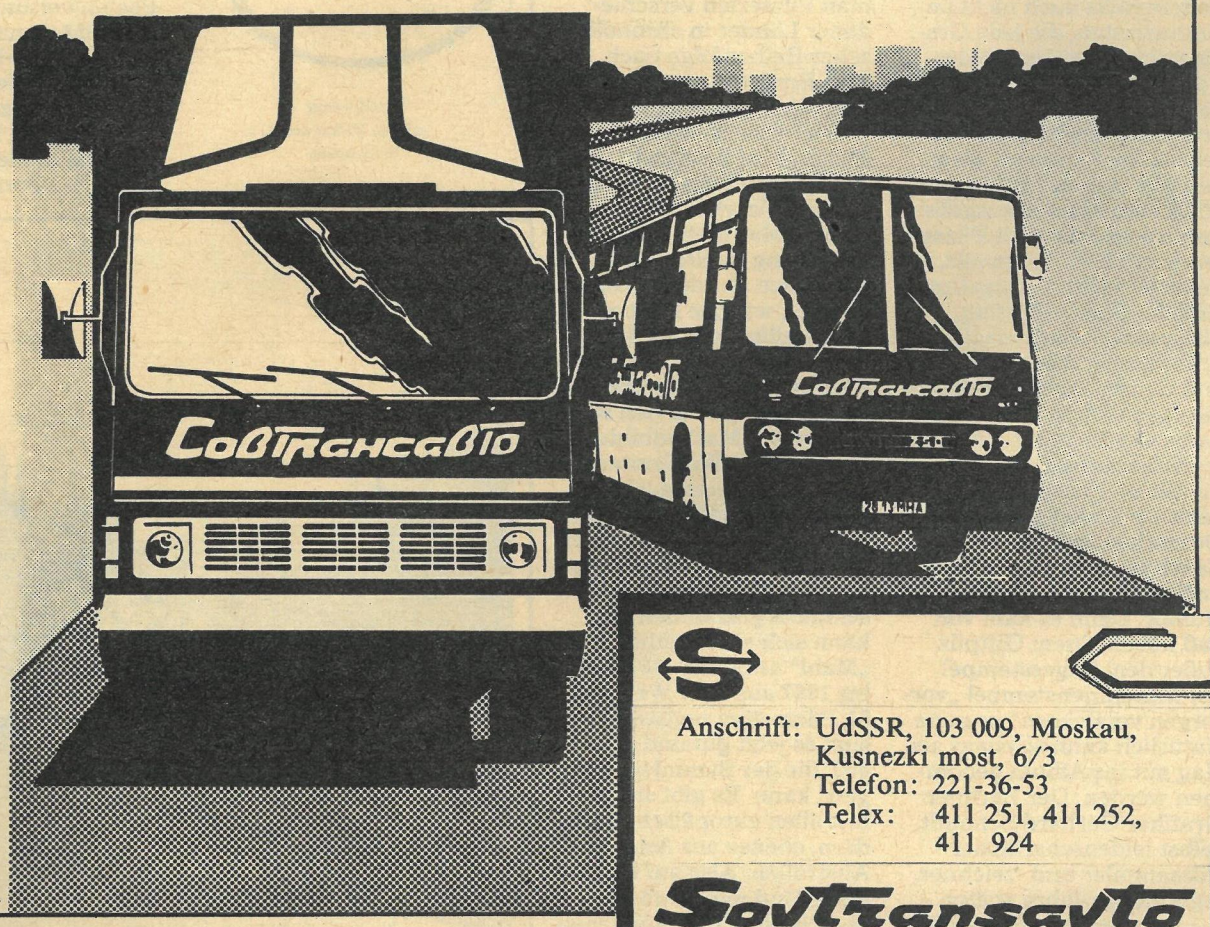
bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien

Generalvertretung
von SOVTRANSAVTO
in der DDR:

Leipziger Str. 62,
Berlin, 1080

Telefon: 2 08 10 17, 2 08 02 74
Telex: 114 243, 114 242

SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!



Anschrift: UdSSR, 103 009, Moskau,
Kusnezki most, 6/3
Telefon: 221-36-53
Telex: 411 251, 411 252,
411 924

Sovtransavto

1 2 3

BRIEFMARKEN-GALERIE

4 5

Pilze mit Zacken

Unter Birken, Tannen, Buchen kannst du immer Pilze suchen; unter Eschen, Erlen, Linden wirst du nicht sehr viele finden. In jedem Fall ergiebig aber kann das Pilzesammeln, die „dritte Jagd", für Philatelisten sein. Verschiedene Postverwaltungen, darunter auch die sowjetische, gaben in jüngster Zeit wieder Briefmarken mit Pilzdarstellungen heraus. Damit erschienen allein in sozialistischen Staaten innerhalb von 40 Jahren reichlich 25 Ausgaben – genug für ein philatelistisches Pilzmenü. Es fehlt andererseits auch nicht an Enthusiasten, die jede Grafik kritisch prüfen, ob der Pilz richtig und seiner Umgebung angepaßt wiedergegeben ist. Hocherfreut waren solche Sammler, als in den Märztagen 1974 in der DDR eine Markenausgabe herauskam, die acht Pilzarten vorstellte: Satanspilz, Feldtrichterling, Ziegelroter Rißpilz, Riesen-Rötling, Fliegenpilz, Pantherpilz, Frühjahrslorchel (Abb. 3) und Grüner Knollenblätterpilz. Gefährlich-Ungenießbares wurde damit ins Postwertzeichenbild gerückt, die Serie „Europäische Giftpilze", gestaltet von Fritz Deutschendorf aus Erfurt. Es fehlte seinerzeit nicht an unfreiwilligem „schwarzem" Humor. Denn es kam vor, daß neben einem Giftpilz außer dem Tagesstempel der Maschinenstempel „vorsorgen versichern" prangte. Natürlich kann so etwas als Gag mit ins Album genommen werden. Der Berliner Grafiker Gerhard Schmidt, selbst leidenschaftlicher Pilzsammler und -zeichner, legte einige Jahre später das Gegenstück vor. Die Serie wurde gedruckt, und so folgten 1980 den giftigen Vertretern „Europäische Speisepilze", sechs an der Zahl. Steinpilz (Abb. 1) und Rotkappe, Pfifferling und Hexenröhrling, Marone und Wiesenchampignon präsentieren sich mit allem, was da kreucht und fleugt, Spinnen, Schnecken, Käfern. Sogar an die entsprechenden Bodenbeigaben wie Birkenblatt, Heidelbeere, Moos oder Sauerklee hat der Zeichner gedacht.
Die Serie erzielte Beifall bei DDR-Briefmarkenumfragen. Für den Aufbau einer Pilzmotivsammlung könnte man Pilzserien verschiedener Länder in chronologischer Reihenfolge nach dem Erscheinungsjahr ordnen. Richtig wissenschaftlich wird es, wenn man ein Pilzbuch zu Rate zieht und seine Sammlung nach einzelnen Pilzarten zusammenstellt. Dabei bietet sich die Einteilung in giftige und eßbare Pilze an oder in Blätterpilze, wie der Nelkenschwindling aus der Ungarischen VR (Abb. 2), und Röhrenpilze, wie Butterpilz und Rotkappe auf den sowjetischen Markenbildern (Abb. 4 u. 5). Sonderstempel, Werbestempel und ergänzende Grafiken auf den Ersttagsumschlägen sollten dabei nicht übersehen werden. Wer nun auf den Geschmack gekommen ist, kann sich ein reichliches „Mahl" anrichten. Waren bis 1967 aus aller Welt erst 51 Pilzmotive registriert, so sind es jetzt gut und gern 400, die der Sammler „erjagen" kann. Es gibt sie aus fast allen europäischen Ländern, ebenso aus Asien und Australien. Also auf in die Pilze. Und man muß dazu nicht einmal früh aufstehen.

Henri Hamann

Weisheit und Würze

... solange der Vorrat reicht! Allen Lesern, die noch an unseren Solidaritäts-Sonderdrucken interessiert sind, bieten wir die Möglichkeit, sie per Post zu erwerben – das Poster allerdings n u r auf Sammelbestellung ab 10 Exemplare.

- „Dein Freund ist dein Spiegel", 111 Sprichwörter kleiner Völker der Sowjetunion – der Adygen, Dagestaner, Kalmyken, Karakalpaken, Karelier, Osseten, Tschuktschen und Tuwiner

Sprichwörter kleiner Völker der Sowjetunion

- „Gebügeltes Huhn und teuflische Würze", mehr als 100 Rezepte aus den Nationalküchen der Sowjetvölker, dazu Amüsantes und Wissenswertes um Kochtopf und Schüssel
- „Flugzeuge der UdSSR", ein Halbjahrhundert sowjetischer Luftfahrt auf einen Blick (mit 38 farbigen Modellzeichnungen)
- Jeder Sonderdruck 5 Mark

Bitte schicken Sie n u r per Postanweisung (roter Vordruck, keine Zahlkarte oder Banküberweisung) den Betrag für die von Ihnen gewünschten Sonderdrucke zuzüglich 0,40 Mark Porto an diese Anschrift:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

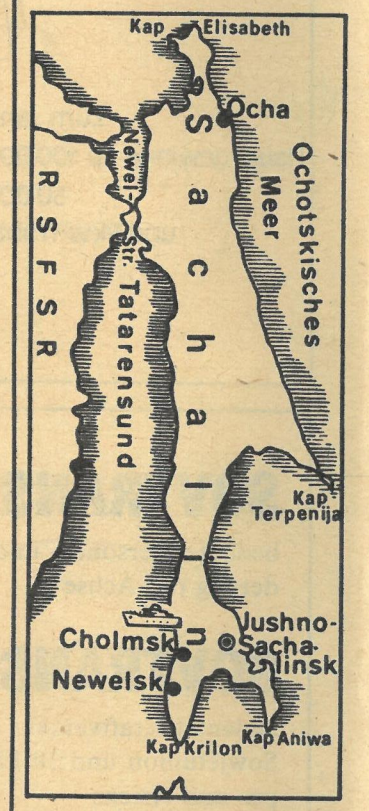
Vergessen Sie bitte nicht, auf dem Empfängerabschnitt (linker Streifen der Postanweisung) die gewünschte Anzahl und dazu das jeweilige Kennwort „Huhn", „Spiegel" oder „Flugzeuge" zu vermerken. Wir schicken Ihnen dann umgehend die von Ihnen bestellten Sonderdrucke zu.

Geo-Grafisches

Kann man den Exklusiv-Bericht über die Insel Sachalin („Rauhes Land im Meer", FW 19/86) durch eine Kartenskizze komplettieren? Auf meinen Landkarten finde ich nicht alle im Beitrag genannten Orte.

Inge Deppe, Trebus

Hier ist sie, die Schatzinsel Sachalin: Sie liegt zwischen dem 140. und 150. Längengrad (östl. v. Gr.). Der 50. Grad nördlicher Breite (in dessen Nähe sich auch Prag befindet) geht mitten hindurch. Sie hat eine Länge von 948 und eine mittlere Breite von 100 km. Im Süden ist Sachalin von der Insel Hokkaido (jap.) durch die La Pérousestraße getrennt.



Leserfoto

Wer will, kann in Telawi (Georgische SSR) zusehen, wie Baby- und Puppenwiegen aus Holz entstehen.
Fritz Martin, Torgau

Wer schreibt uns?

Natascha Fufajewa, 14 Jahre alt, Schülerin, sucht Briefwechselfreunde in der DDR. UdSSR, 423 550 Nishnekamsk, ul. pr. Stroitelej 30-143

Irina Guljajewa wünscht sich eine Brieffreundin von 14 Jahren. Hobbys: Lesen, Handarbeiten, Fernsehen. UdSSR, 493 918 Leninogorsk, WKO, ul. Shdanowa d. 2, kw. 13

Viktorija M. Nikolajewa, 15 Jahre alt, sammelt Ansichtskarten und Kalender, sucht Briefwechselpartner. UdSSR, 330 001 Saporoshje, ul. Radushnaja d. 10, kw. 2

Sie fragen wir antworten

Heute Taiga

Viel habe ich schon über das riesige Waldgebiet in der UdSSR, die Taiga, gelesen. Wie groß ist sie genau?
Franz Neumann, Leipzig

Im sowjetischen Nachschlagewerk „Sowjetunion – Gesamtüberblick" steht: Der Gemäßigte Taiga-Waldgürtel bedeckt eine Fläche von 282 Millionen Hektar – 13 % des UdSSR-Territoriums; der Kalte Tundra-Taiga-Gürtel ist 654,5 Millionen Hektar groß – 29 % des UdSSR-Territoriums; die Mittlere Taiga-Zone mißt 223 Millionen Hektar – 10 % des UdSSR-Territoriums.

Preisfrage

Heft 23/86

Welchen Virus entdeckten englische Wissenschaftler im Jahre 1933?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 25/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 19. November 1986. Auflösung von Heft 21/86: Fast fünf Meter. Wir gratulieren Kurt Stapel, Thalheim.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Foto: APN/Schaposchnikow; Vignette: Detlev Schüler; Karte: Joachim Arfert

Epizentrum bei Gera

Der Beitrag „Alarm: Erdbeben" (FW 20/86) verdeutlichte das Bemühen von Wissenschaftlern um den Schutz vor diesen Naturereignissen. Leider war der Abschnitt über die DDR recht kurz. Als Kind beeindruckten mich Erzählungen meiner Urgroßmutter – sie kam aus dem heutigen Bezirk Gera – über ein Erdbeben, bei dem zahlreiche Gläser und sogar ein Teil des Meißner Familienporzellans zu Bruch gegangen waren. Gab es tatsächlich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein solches Beben in dieser Region?
Liesel Schmidt, Potsdam

Sicher handelt es sich bei dieser Überlieferung um das „Mitteldeutsche Erdbeben" vom 6. März 1872, dessen Epizentrum bei Gera lag. Der Seismologe Karl von Seebach hat dazu zahlreiche Augenzeugenberichte zusammengetragen, zum Beispiel über Auswirkungen in der obersten Etage des Residenzschlosses Ostersein: „Während der wenigen Augenblicke war es kaum möglich, sich Aufrecht zu halten, und dabei ein so furchtbares Krachen und Prasseln vernehmbar, daß der erste Gedanke auf den Einsturz sämmtlicher tiefer liegenden Etagen gerichtet war... In den verschiedenen Bibliothekräumen waren Tausende von Büchern umgefallen und lagen zum Theil zerstreut auf den Dielen umher. Der Eindruck dieser, in einem Nu hervorgebrachten Verheerung war unbeschreiblich." Zu einer regelrechten Panik kam es im Schullehrerseminar in Waldenburg: „Herr Oberlehrer M. examinierte eben über Grammatik der deutschen Sprache, da begann mit Einem Male die Decke zu beben... Es donnerte über uns, als bräche das Dach ein... Die Folge davon war, daß Alle, Lehrer wie Schüler in wilde Flucht geriehten..." Die Darstellung Ihrer Urgroßmutter ist also durchaus glaubhaft. Übrigens sind sogar Todesopfer auf dem heutigen DDR-Territorium bekannt. Bei einem Erdbeben am 15. August 1553 erschlugen in Torgau die Trümmer eines baufälligen Hauses zwei Passanten.
Utz Hoffmann

Handgestickt...

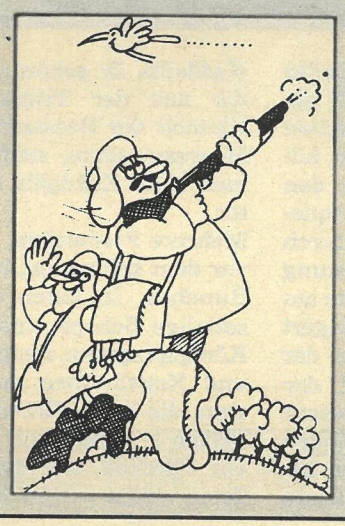
Mir gefiel der Beitrag „Ringsum blühen Traubenkirschen..." (FW 20/86), besonders wegen der schönen Trachten. Wir hatten Gelegenheit, in Südmähren

Volkstrachten zu bewundern, die dort am Sonntag noch getragen werden. Babička Berankova zeigte uns ihre mit eigener Hand gestickten Stücke.
Gisbert Müller, Dresden

Weder Flaum noch Feder

Ich verfolge die Serie „Russisch ohne Schulbank" mit Interesse. Die Folge in Heft 20/86 schloß mit „Hals- und Beinbruch!". Wie ist die Übersetzung davon zu erklären? Пух heißt doch Flaum und перо Feder.
Ingo Müller, Döbeln

Bei sprichwörtlichen Redensarten sind genaue Übersetzungen nicht möglich. Man kann sich nur die jeweilige Situation vorstellen und die Redensart einsetzen, die das eine oder andere Volk hier gebraucht. **„Ни пуха ни пера!"** *(wörtlich: Weder Flaum noch Feder) wird gewünscht, wenn der andere vor einer Situation mit unklarem Ausgang steht, zum Beispiel vor Prüfungen, Operationen, Arbeitsantritt usw. Der Ausdruck stammt aus den russischen Jagdbräuchen. Wenn Jäger auf Schnepfenjagd auszogen, gingen sie mit dieser Gruß- oder Wunschformel auseinander, wünschten sich also gegenseitig (scherzhaft-ironisch), „weder Flaûm noch Feder" von den Schnepfen zu erjagen.*
Hella Rymarowicz



Treffpunkt Literatur

Angeregt durch das große Literatur-Preisausschreiben in der FW 19/86, an dem wir uns alle beteiligten, gestaltete unser Club der Funkwanderungen durch die Sowjetunion ein Treffen zu dem Thema „Literarisches rund um Moskau". Wir erhielten einen vielseitigen Einblick in die russische und sowjetische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und durchstreiften anhand von Dias verschiedene Literaturmuseen, so daß wir Lust bekamen, bei unserem nächsten Aufenthalt in Moskau diese kulturellen Gedenkstätten zu besuchen.
Brita Boyde, Leipzig

Achtung, wir möchten an den Einsendeschluß für das Literatur-Preisausschreiben erinnern: 15. November 1986 (Poststempel). Schicken Sie Ihre Postkarte bitte n u r an LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel, Leninstr. 16, Postfach 520, Leipzig, 7010. Kennwort: Literaturpreisausschreiben 1986

1:0 für Durow

Als Zirkusfan haben mir die Plakate in Heft 19/86 („Akrobatenplakat schöööön") gefallen. Schade, daß sie nicht in Farbe waren. Den Clowns gehörte schon immer meine große Liebe. In besonders guter Erinnerung ist mir der russische „Klassiker der Dressurclownerie" Anatoli Durow, der nicht nur in der Manege, sondern auch im Privatleben für seinen scharfen Spott und seine Schlagfertigkeit berühmt war. Über ihn gibt es viele amüsante Anekdoten. Eine ist in meinem Gedächtnis haften geblieben: Jemand wollte Durow einmal nach einer Vorstellung mit der Frage in Verlegenheit bringen: „Sie sprachen vorhin von dem kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Darf ich Sie fragen, wie weit es von Durow bis Durak (russisch Dummkopf) ist?" Die Anzüglichkeit konterte Durow elegant und vernichtend, indem er, ganz nahe an den Fragesteller herantretend, antwortete: „Ebenfalls nur ein ganz kleiner Schritt, wie Sie sehen, mein Herr!"
Elisabeth Schröder, Karl-Marx-Stadt

Ein Lesetip für alle Zirkusinteressierten: „Das Abenteuer der Manege" von Helmut Hanke.

Aquarium der Ozeane

Ein Kutter hat uns von Klaipedas Passagierkai übers Haff gebracht: zum Ufer der Kurischen Nehrung. Wenige Schritte nur, hügelan, und wir stehen unter den Wällen eines alten Forts, überqueren den Wehrgraben, gehen durch einen Walltunnel: in die Festung Kopgalis. Einst war sie Seefeste am „Seetor" Klaipedas, vorgelagert dem Hafen – an der Spitze der Nehrung. Der letzte Kampf, der hier tobte (er dauerte von Januar bis Mai 1945), hatte buchstäblich keinen Stein auf dem anderen gelassen. Das erzählt uns Aloisas Každajlis. Er gehört zu denjenigen, die aus der Trümmerstätte ein Kleinod der Seestadt schufen: das Meeresmuseum, eröffnet im Sommer 1979. Každajlis ist der Direktor.

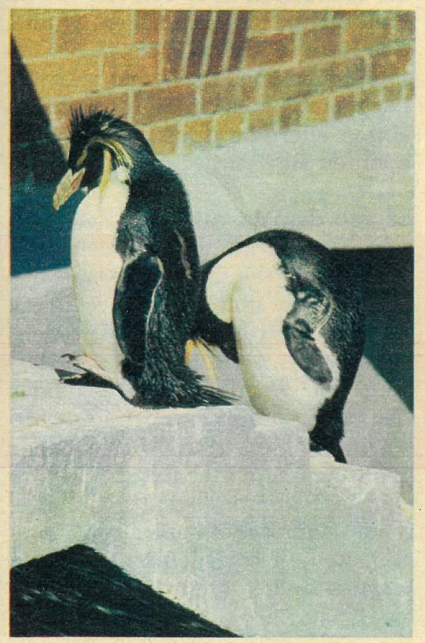
Mehrere Freibecken, im Halbrund, vor dem kolossalen, backsteinroten Rundbau. In ihnen tummeln sich zottelige Schopf- und gelbbrüstige Königspinguine, neugierige Ringel- und Kegelrobben, massige Seelöwen, die beim Füttern wie Kälber blöken – „Rike" und „Bootsmann", ein Pärchen aus dem Nordmeer. Dann gehen wir ins Innere der Ro-

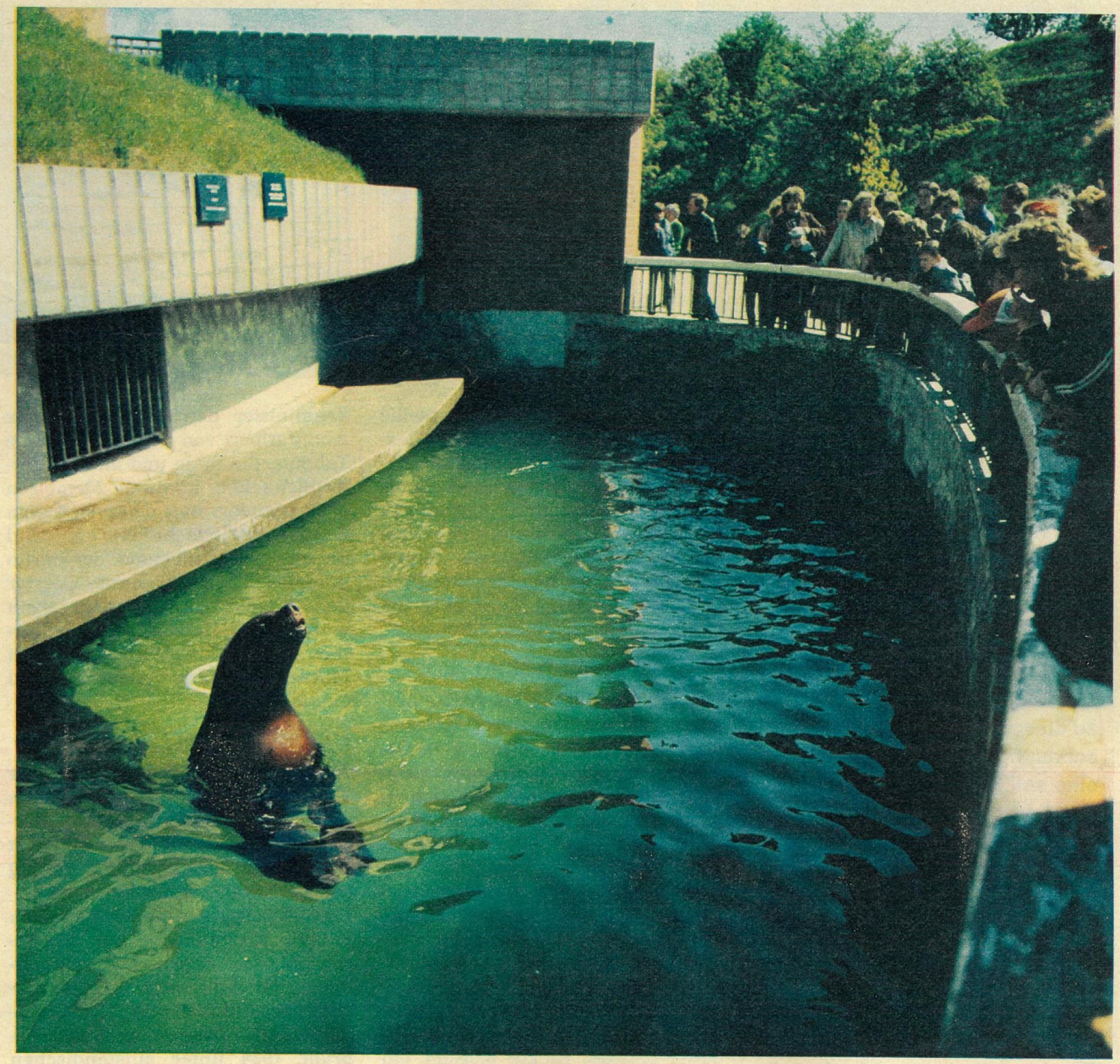
Klaipedas Meeresmuseum – vormals Seefestung auf der Nehrung, gegenüber dem Hafen, der im Hintergrund seine heutige Silhouette zeigt (links). Bunte, artenreiche Unterwasserwelt der Ozeane – vorgestellt in Aquarien und Freibassins (links außen sowie unten). Antarktische Schopfpinguine genießen die Sonne (ganz unten).

tunde – neuerbaut auf dem Rundfundament der vormaligen Kasematten-Kaserne. Ein riesiges kreisrundes, wassergefülltes Bassin beherrscht die hohe, weite Halle. Die edelsten Bewohner von Schwarzem und Kaspischem Meer ziehen im Wasser ihre Bahn – Störe, Hausen, Sternhausen.

Rundum in den beiden Rotunde-Etagen reihen sich Aquarien, einige sind wandfüllend groß. „Die heimische Süßwasserfauna ist bei uns vollständig vertreten – vom Aal bis zum Zander", sagt der Direktor, erzählt uns übrigens alles in fließendem Deutsch. „Seit unser Museum besteht, haben wir bereits acht Expeditionen unternommen – ins Beringmeer und ins Japanische Meer, in die Karibik und ins Südchinesische Meer, in den Nord- und Südatlantik. Zuletzt arbeitete ein Team auf dem Forschungsschiff ‚Professor Stockman' wochenlang im Indischen Ozean, unten von Moçambique und Madagaskar bis herauf ans Horn von Afrika und ins Arabische Meer..."

Die reiche Ausbeute der Fang- und Forschungsreisen präsentiert sich in Aquarien und Schauvitrinen – lebend oder präpariert: „Über hundert Arten von Meerestieren zeigen wir unseren Besuchern im natürlichen Element. Einige der schönsten Exemplare verdanken wir unseren Fernfischern. Sie versorgen uns





auch regelmäßig mit Seewasser aus dem Atlantik. Das Wasser wird im geschlossenen Kreislauf gereinigt. Es kann daher viele Male in den Aquarien und Bassins eingesetzt werden", erfahren wir noch. Und mit besonderem Hausherrnstolz führt uns Aloisas Každajlis durch die überreiche Muschelsammlung (mehr als 6000 Exemplare!). Wir bewundern die Königsmuschel und den Venuswedel, die Australische Trompete, die Gigantische Spinne und die waschzubergroße Riesenmuschel – größte aller Mollusken im Meer. Aber auch Hammerhai und Schwertfisch, Sägefisch und der stattliche Königsfisch mit feuerroten Flossen geben sich die Ehre – als präparierte Exponate, gleich dem großen Schwarm der verschiedensten Seevögel, allen voran der majestätische Albatros... Eindrücke im Vorübergehen – Einblicke in Neptuns Reich. Im Tiefgeschoß der Rotunde vermeinen wir regelrecht auf dem Grunde des Meeres zu stehen: Hinter breiten, hohen Sichtscheiben zeigen sich Königspinguine bei ihrem Schwimmflug – die Flossen schlagend wie Schwingen; Robben und Seelöwen sehen wir bei der Fischjagd; Störe und Hausen ziehen pfeilschnell an unseren Augen vorüber – mit ihren Maulbärten suchen sie steinigen „Meeresboden" nach Futter ab. Das Aquarium der Ozeane macht für die Besucher die Illusion komplett!...

Helmuth Pelzer (Text)
Volkmar Billeb (Bild)

Der Doppelmord von Marseille

Glauben Sie, daß Ihr Schreiben irgend etwas ändert? frage ich. – Ich bin ein Teil der menschlichen Vernunft oder der vernünftigen Menschlichkeit, antwortet er. Sie ändert. ... Aus Vernunft moralisch oder aus Moral vernünftig, frage ich. – Aus Vernunft vernünftig, sagt er.

Jurij Brězan: Krabat oder die Verwandlung der Welt

Attentat in der französischen Hafenstadt Marseille am 9. Oktober 1934: Die letzte Minute vor und die erste Minute nach dem Doppelmord. König Alexander von Jugoslawien und Frankreichs Außenminister Jean Louis Barthou gehörten zu den Politikern, die Hitler im Wege standen.

Frieden, der auf Abrüstung beruht, darf kein schöner Traum bleiben, soll die Menschheit überleben. Dazu ist ein Bündnis nötig, das nur eine Bedingung kennt: alle Gegensätze und Widersprüche mit friedlichen Mitteln auszutragen. Dieses Bündnis existiert bereits, und es steht jedem offen, er glaube an Gott oder nicht, er bekenne sich zu dieser oder zu jener Weltanschauung. Das Bemühen um eine solche Koalition der Vernunft prägt die Außenpolitik der DDR. Kommunisten ist der Grundgedanke derartiger Bündnispolitik seit langem vertraut. Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren haben sie zum Widerstand gegen faschistische Aggression und den drohenden zweiten Weltkrieg zum Bündnis mit allen aufgerufen, die bereit waren, Vernunft über Egoismus und Vorurteile zu stellen. FREIE WELT schildert in loser Folge vergleichbare Beispiele aus den Jahren zwischen den beiden Kriegen und danach.

Eine Dokumentation von Jürgen Jessel

Am Tag, bevor er nach Marseille fuhr, um Jugoslawiens König Alexander zu empfangen, lud Frankreichs Außenminister Jean Louis Barthou die bekannte Journalistin Geneviève Tabouis ein, ihn zu begleiten. Madame Tabouis lehnte dankend ab. Barthou lächelte: „Ach ja, richtig. Es ist ein Mord fällig. Sie haben Angst vor einem Attentat."

Geflüster am Kamin

Daß ein Mord fällig sei, wußte Madame Tabouis von Herrn Koester, dem deutschen Botschafter in Paris, einem Diplomaten der sogenannten alten Schule, der sich in vertraulichen Gesprächen gelegentlich spöttische Töne gegen seine neue Obrigkeit gestattete. „In Berlin", sagte er eines Abends zu Madame Tabouis, „behaupten gewisse Nazis, mit fünf oder sechs politischen Morden könne Deutschland sich einen Krieg ersparen und in Europa alles bekommen, was es haben will." Nach den Todeskandidaten befragt, rückte Koester ein wenig näher an den Kamin heran und sagte: „Nun, zuerst Dollfuß: nach der Meinung Berlins ist er der einzige Österreicher, der sich dem Anschluß ernsthaft widersetzt ... Als zweiter müßte nach allgemeiner Auffassung der König von Jugoslawien dran glauben.
Man sagt, wenn er verschwunden sein wird, dann wird es um die Einheit Jugoslawiens und die Politik des Bündnisses mit Frankreich geschehen sein." An dritter Stelle stand, nach Ansicht Koesters, der rumänische Außenminister Titulescu, an vierter Benesch, der Außenminister der ČSR, an fünfter König Albert von Belgien. Madame Tabouis, die diese und andere Vertraulichkeiten in ihren Memoiren ausgeplaudert hat, paßte sich dem Tonfall des Botschafters an: „Und bei uns gibt es niemand, der Berlin mißfällt?" Lächelnd nannte Koester den Namen Herriot. Aber dann wurde nicht Herriot, sondern Barthou Außenminister und fuhr nach Marseille, König Alexander zu empfangen.

Die letzte Weisheit

Am Tag, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Kanzlers Dollfuß kam, sagte Barthou zu Madame Tabouis, jetzt habe er nur noch geringe Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens.
Dollfuß hatte, wenige Wochen nach Hitlers Machtantritt, per Staatsstreich seine eigene Diktatur etabliert, die Arbeiterparteien verboten, Oppositionelle in Konzentrationslager verbannt und im Februar 1934 unter aufständischen Arbeitern ein wahres Blutbad angerichtet. Ein Mann nach Hitlers Herzen, sollte man meinen. Aber Dollfuß widersetzte sich tatsächlich dem Anschluß Österreichs an das deutsche Reich, und dieser „Fehler" kostete ihn das Leben.
Die Politiker, denen die faschistischen Mordkommandos nach dem Leben trachteten, hatten, was immer sie sonst dachten und taten, eins gemeinsam: Sie wollten den europäischen Status quo und die Unabhängigkeit ihrer Länder verteidigen. Hitler aber wollte den Status quo verändern, die Machtverhältnisse und die Landkarte. Allerdings war er nicht so naiv, im Ernst zu hoffen, er könne sich mit sechs Morden „einen Krieg ersparen und in Europa alles bekommen". Hitler und seine Geldgeber in Konzernen und Großbanken haben immer gewußt, daß ohne Krieg nicht zu bekommen war, was sie wollten. Es ging ja nicht um das Sudetenland und nicht um Danzig, sondern um die Herrschaft über den Kontinent. Wer Augen hatte zu sehen, wußte, was Europa drohte. Aber in der europäischen Politik wimmelte es nachgerade von Blinden, von denen einige allerdings nur so taten, als könnten sie nicht sehen.

Es gab damals, als noch Zeit war, dem Unheil zu widerstehen, nur eine Partei, die auf den Grund der Dinge sah und aussprach, was kommen würde, wenn man nicht widerstand, und das waren allerdings die Kommunisten. Zu einer Zeit, als andere sich noch in der Illusion wiegten, man könne Hitler in Ruhe „abwirtschaften" lassen, warnte Palmiro Togliatti, der führende Kopf der italienischen Kommunisten: „Der Krieg ist die letzte Weisheit jedes faschistischen Regimes."

Geheiminformationen überflüssig

Gebeugt und fast blind, betrat Clara Zetkin am 31. Juli 1932 die Tribüne des deutschen Reichstags. Noch einmal, zum letzten Mal, war die Fünfundsiebzigjährige aus dem Sanatorium in der Nähe Moskaus nach Berlin gekommen. Der ältesten Abgeordneten fiel die Aufgabe zu, die neue Sitzungsperiode des Parlaments zu eröffnen. Als sie sich erhob, wurde es still im Saal, was nicht eben oft vorkam. Selbst die Fraktion der Nazis verzichtete ausnahmsweise auf ihren üblichen Radau. „Das Gebot der Stunde", sagte Clara Zetkin, „ist die Einheitsfront aller Werktätigen, um den Faschismus zurückzuwerfen... Vor dieser zwingenden geschichtlichen Notwendigkeit müssen alle fesselnden und trennenden politischen, gewerkschaftlichen, religiösen und weltanschaulichen Einstellungen zurücktreten. Alle Bedrohten, alle Leidenden, alle Befreiungssehnsüchtigen gehören in die Einheitsfront gegen den Faschismus..."
Das war die Haltung der Kommunistischen Partei Deutschlands unter der Führung von Ernst Thälmann, schon geraume Zeit, bevor Hitler an die Macht kam.
Als Togliatti im Sommer 1935 auf dem VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale über Krieg und Faschismus sprach, wußte er nicht, daß Hitler am fünften Tag, den er in der Reichskanzlei saß, den Befehlshabern von Heer und Marine die „Eroberung neuen Lebensraums im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung" in Aussicht gestellt hatte, er wußte auch nicht, was Botschafter Koester Madame Tabouis anvertraut hatte. Aber er war Marxist und brauchte keine Geheiminformationen, um das Wesen des Faschismus zu durchschauen. „Angesichts der abscheulichen Wirklichkeit der kapitalistischen Welt, die einem Krieg entgegentreibt", wandte sich Togliatti als Sprecher der Internationale „an jene breiten Massen, die den Krieg nicht wollen" und forderte sie auf: „Schließen wir unsere Kräfte zusammen! Kämpfen wir gemeinsam für den Frieden! Organisieren wir gemeinsam die Einheitsfront aller derjenigen, die den Frieden verteidigen und erhalten wollen!" Nüchtern beurteilte Togliatti die Situation: die Anti-Kriegs-Bewegung „steht noch in keinem Verhältnis zur Intensität der Kriegsvorbereitungen..., entspricht noch nicht ... dem Ernst der Kriegsgefahr". Deshalb sei es die dringende Aufgabe der Kommunisten, „alle zu sammeln, die den Krieg nicht wollen, alle, die den Krieg hassen, alle, die bereit sind, für den Frieden zu kämpfen".
Die Hand war ausgestreckt zum Bündnis. Vernunft war gefordert, denn die Gefahr bedrohte alle. Und es fanden sich Partner, die bereit waren, die ausgestreckte Hand zu ergreifen.

Endgültiger Bruch mit Versailles: Am 16. März 1935 verkündete Hitler die allgemeine Wehrpflicht (Bild unten links): Militärparade im Berliner Lustgarten. – Die Kommunistische Internationale warnte rechtzeitig vor dem drohenden Krieg. (Im Bild unten rechts Mitglieder ihres Präsidiums; stehend von links: Otto Kuusinen, Klement Gottwald, Wilhelm Pieck, Dmitri Manuilski; sitzend von links: Georgi Dimitroff, Palmiro Togliatti, Wilhelm Florin, Wang Ming).

Den Mördern ausgeliefert

Rudolf Breitscheid, Sohn eines Buchhändlers aus Kiel, zeitweise Fraktionsvorsitzender der SPD im Reichstag, gewann Klarheit für die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller antifaschistischen Kräfte erst nach 1933: „Krieg und Faschismus sind untrennbar miteinander verbunden ... Wer den Frieden will, muß die Überwindung und Niederwerfung des Faschismus wollen." Das war die Erkenntnis, die Breitscheids weiteren Weg bestimmte. „Es gibt noch immer Staatsmänner", schrieb er 1936, „die meinen, mit den Diktaturen paktieren zu können, oder wie die englischen Staatsmänner, die in ihrer Angst vor dem Bolschewismus gegen jede internationale Einheitsfront sind, zu der auch die Sowjetunion gehören würde. Dabei kann Europa nur von einem verheerenden Brand bewahrt bleiben, wenn es den Völkern gelingt, kollektive Friedensgarantien zu schaffen."
Und vier Monate, bevor der Krieg ausbrach, wiederholte Breitscheid noch einmal: „... die Mitwirkung der UdSSR an der großen Koalition derer, die den Frieden verteidigen wollen, ist notwenig, damit die Aggressoren den vollen Umfang ihres Risikos erkennen."
Französische Handlanger der Besatzungsmacht verhafteten Breitscheid. Der ihn an die Gestapo auslieferte, hieß Laval und war seinerzeit Barthous Nachfolger im französischen Außenministerium geworden. Im August 1944 kam Breitscheid bei einem anglo-amerikanischen Luftangriff im Konzentrationslager Buchenwald ums Leben.

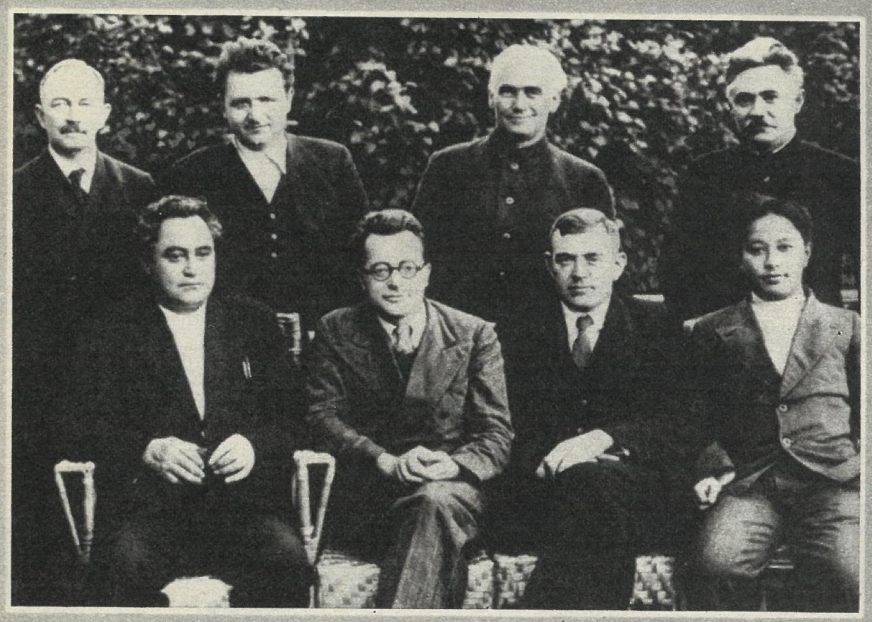
Die Spur führt nach Berlin

Zu jenen Politikern, die mit der deutschen Machart des Faschismus liebäugelten, hat Jean Louis Barthou nie gehört. Aber er war doch von Hause aus ein Gegner des Sozialismus und hat denn auch in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution aus seiner antisowjetischen Haltung kein Geheimnis gemacht. Die bürgerliche Ordnung erschien ihm als die beste aller möglichen Welten, und ein Europa, in dem Frankreich nicht die erste Geige spielte, war ihm ein Alptraum, weshalb er von Abrüstung partout nichts hören wollte. Am Ende seines Lebens war er bereit, die Sowjetunion als Bündnispartner zu akzeptieren. Keineswegs aus politischer Sympathie, sondern weil sein Patriotismus – über den man im übrigen urteilen mag, wie man will – seinen Blick für die Realität schärfte. Nicht der Sozialismus, der deutsche Faschismus bedrohte alles, was ihm lieb und wert war. So suchte er Dialog und Übereinstimmung mit der UdSSR, um sein Land vor dem Krieg – er fürchtete die Niederlage – und sozialen Erschütterungen zu bewahren.
Als die faschistischen „Feuerkreuzler" am 6. Februar 1934 den Putsch probten, gingen die Pariser Arbeiter auf die Straße, und keiner fragte den Nebenmann, ob er bei der letzten Wahl für die Kommunisten oder für die Sozialisten gestimmt habe. Aus dieser Bewegung entstand in den folgenden Jahren die Volksfront der linken Parteien, die 1936 in der Deputiertenkammer 375 von 610 Sitzen eroberte und schließlich doch zerbrach, weil Sozialisten und Radikalsozialisten nicht über ihren kleinbürgerlichen Schatten springen konnten.
Damals im Februar 1934 trat Barthou in die neue Regierung Doumergue ein. Anfang Mai hielt er eine scharfe Rede gegen die deutsche Aufrüstung. Ende Mai traf er sich in Genf mit Litwinow, dem sowjetischen Außenkommissar, und beide verständigten sich über einen Osteuropa-Pakt gegen einen möglichen Aggressor, den man nicht ausdrücklich beim Namen nennen mußte. Im Oktober fuhr Barthou nach Marseille, um König Alexander von Jugoslawien zu empfangen. Ihr Mörder war ein kroatischer Terrorist, ein sogenannter Ustascha-Mann, dessen Chef Ante Pavelić in Berlin residierte und dort, von den Nazis ausgehalten, kroatische Zeitungen herausgab, die Hitler anbeteten, Barthou verfluchten und die Auflösung des jugoslawischen Staates forderten. Als Hitler sieben Jahre später Jugoslawien überfiel, wurde Pavelić sein Statthalter in Zagreb.

Lesen Sie in der nächsten Folge:

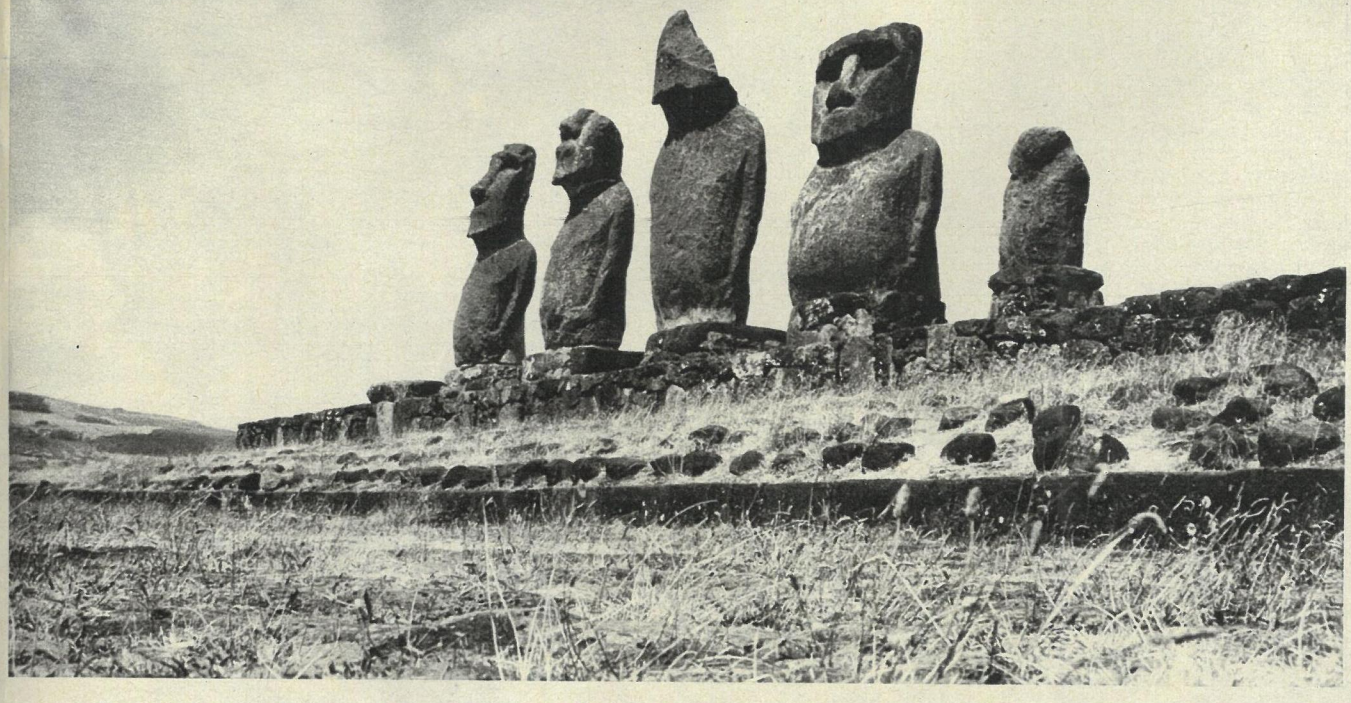
Der Fall Grün

Fotos: Archiv



Der Mann der Moais laufen ließ

Reportage von Ursula Weil (Text)
und Peter Meißner (Fotos)



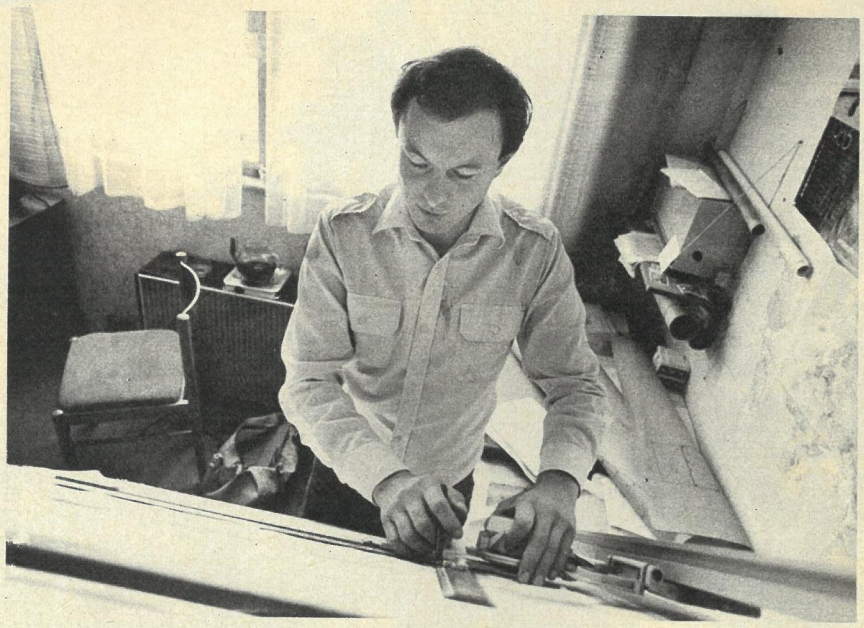
Das ist Pavel Pavel aus dem südböhmischen Städtchen Strakonice, und diese urzeitlichen Steine einer kultischen Begräbnisstätte in der Nähe von Kadov gehören zu seiner ungewöhnlichen Geschichte, die ihn am Ende bis nach Polynesien führte. Eingeladen von dem weltberühmten norwegischen Völkerkundler und Schriftsteller Professor Thor Heyerdahl (Foto oben r., mit seinem Freund Juan), nahm der neunundzwanzigjährige Diplomingenieur Anfang dieses Jahres an dessen Expedition auf die Osterinsel teil, wo es bis heute noch viele Geheimnisse vergangener großer Kulturen zu enthüllen gibt. Die steinernen Riesenstatuen (siehe Foto), Moais genannt, wer schuf sie, wie gelangten sie an den Strand? Legenden berichten, sie wären einst aufrecht, allein und im Wiegeschritt vom Inselinnern her gekommen. Scharlatane wollten sie von Außerirdischen bewegt wissen, Forscher hatten experimentiert... Pavel Pavel begann zu studieren, zu zeichnen, zu rechnen, aus dem Hobby wurde eine Hypothese, die nun zu beweisen war.

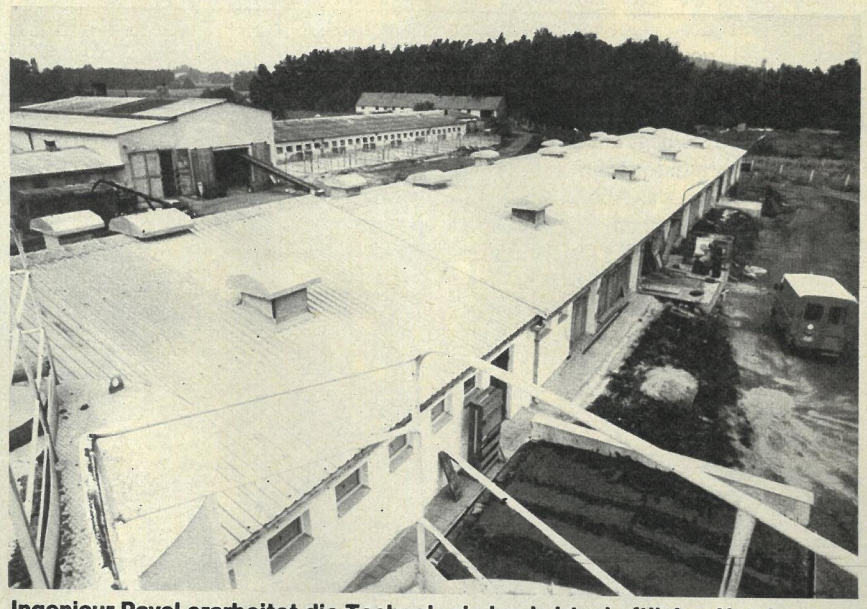
Strakonice ist hübsch, hügelig, es hat einen Fluß und eine Burg aus dem 9. Jahrhundert. Eine Industriestadt mit etwa zwanzigtausend Menschen, mehreren „Markenzeichen", musischem Ehrgeiz und goldener Vergangenheit, wenn stimmt, was in den Chroniken steht. Danach wurde aus der Otava einst Gold gewaschen solange der Vorrat reichte. Viel später waren es Webstühle, die den Ruf von Strakonice verbreiteten, bis heute sind seine Stoffe weltweit begehrt, wie auch jene roten Filzkappen, die als Fez im Nahen Osten die Köpfe der Männer bekleiden. Sie werden nämlich hier produziert. Nicht zuletzt sind es Motorräder, welche Strakonice auf die Straßen vieler Länder rollen läßt. Ökonomisch steht man also gut da hier, weswegen die Stadtväter im Abstand von zwei bis vier Jahren tiefer in die Kasse mit den Kronen greifen können, um das Dudelsackpfeiferfest zu feiern, versteht sich mit Gästen, international. An Dudáks, den einheimischen Könnern auf dem tönenden Blasebalg, mangelt es in dieser Gegend nicht, schließlich soll sogar Schwanda, ein böhmischer Eulenspiegel, einst in Strakonice gelebt und den Dudelsack so perfekt geblasen haben, daß selbst der Teufel danach tanzen mußte. Selbiger Schwanda avancierte zur Titelfigur einer Volksoper, und jedes Schulkind in der Stadt kennt sein Auftrittslied: „Ich bin aus Strakonice...". Wie Ingenieur Pavel Pavel. Seinetwegen sind wir hier. Er hat ein ungewöhnliches Hobby. Tags arbeitet er im „Projektierungszentrum für Landwirtschaftsbauten", auf seinem Reißbrett liegt gerade eine Reparaturhalle, er entwirft Funktionsgebäude, vom Stall bis zur Kantine. Sein Chef meint, er habe viele gute Ideen, sei sehr energisch und diszipliniert. Was seine Freizeitbeschäftigung betrifft, nun ja, meint der Chef, ganz geheuer war es ihm anfangs nicht vorgekommen, aber natürlich seien sie jetzt alle sehr stolz auf ihn.

Er selbst ist freundlich, sachlich, von fast zurückhaltender Art. 1981 hat er das Studium an der Hochschule für Maschinenbau und Elektrotechnik in Plzeň beendet, das Diplom zum Ingenieur erworben, Lenka geheiratet. Seit vier Jahren gibt es Tochter Daša. Sehr viel älter aber ist seine Leidenschaft für ethnographische Literatur, bekennt er. Unbekannte Fernen, fremde Welten – mehr als Abenteuer reizen ihn die Rätsel, die vergangene Zivilisationen hinterlassen haben, wie zum Beispiel die auf der Osterinsel, und alles, was darüber veröffentlicht wurde, hat er jahrelang in vielen Mappen gesammelt. Vor allem die Berichte des norwegischen Forschers Thor Heyerdahl, der 1956 dort erstmals seine Theorie beweisen wollte, daß die riesigen Steinfiguren, Moais, auf dem Vulkaneiland mit Denkmälern der einst hochstehenden Inka-Kultur in Peru eine Beziehung haben. Was heißen würde, daß die Osterinsel wie die anderen polynesischen Inseln von Südamerika aus besiedelt worden sein könnten, der Ozean die Zivilisationen nicht getrennt, im Gegenteil, sie vereinigt habe. Offen blieb die Frage, wie jene meterhohen, tonnenschweren Kolosse einst transportiert worden waren. „Dieses

Der Mann, der Moais laufen ließ

Eine Attraktion auf dem Pressefest in Trocnov ist Pavel Pavels Demonstration. Sechzehn Feuerwehrmänner legen sich hier in die Seile und lassen seine tonnenschwere Statue vor siebentausend Zuschauern nochmals „laufen".





Ingenieur Pavel erarbeitet die Technologie landwirtschaftlicher Nutzbauten (Foto oben), diese Schweineaufzuchtanlage ist bereits in Betrieb (darunter). Das Riesenspielzeug für Daša (rechts) diente damals der Forschung.

Der Mann, der Moais laufen ließ

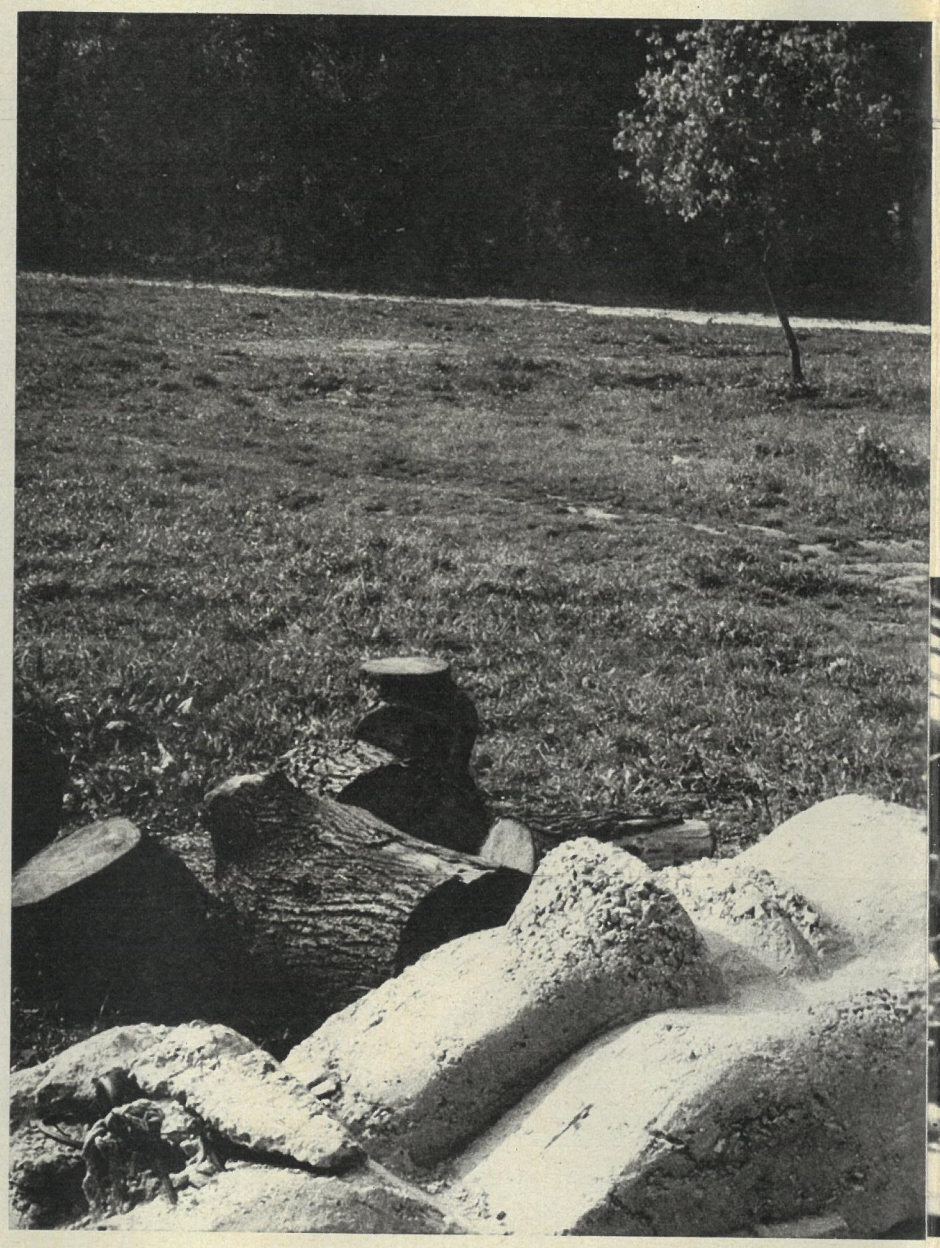
technische Problem begann mich zu interessieren", sagt Pavel Pavel, „ich dachte dabei an ein einfaches mechanisches Prinzip, wie wenn man beispielsweise einen Kühlschrank kantet, indem man den Schwerpunkt auf sich verlagert, einen Schritt tut und ihn in die Ausgangslage zurückführt. So ähnlich könnten doch auch diese Moais bewegt worden sein..." Ausgehend von ihrer eigenartigen Form fand er heraus, daß sie ihren Schwerpunkt verhältnismäßig niedrig haben müßten. Daß er genau im unteren Drittel liegt und die Figuren bei einer Bewegung darum stabiler als bisher angenommen waren; dies zu berechnen, mit Formeln zu belegen, in Tabellen zu ordnen und mit Skizzen zu veranschaulichen, dauerte ein Jahr und vier Monate. Überzeugt, wenn nicht das ganze Problem, so doch einen Teil gelöst zu haben, schickt er alle Unterlagen der Zeitschrift „Wissenschaft und Technik der Jugend". Die ist zwar skeptisch, aber publiziert, was der junge Mann aus Strakonice da verfaßt hat. Der indessen denkt sich: berechnete Werte sind immer nur Theorie, ich kann etwas vergessen, einen wichtigen Einfluß außer acht gelassen haben... Er will es in der Praxis probieren! Und ein paar Freunde finden sich bereit, ihre Feierabende – es werden dann vierhundert Stunden – ans Bein zu binden. Pavel fertigt die Form, kauft Beton, und so entsteht eine viereinhalb Meter hohe und zwölf Tonnen schwere originalgetreue Nachbildung einer Moai und einer zweiten, drei Meter hoch und zehn Tonnen schwer –, „laufen" kann noch keine! Schwanda spiel auf... an einem Herbsttag 1982 ist halb Strakonice auf den Beinen und das Auge einer Fernsehkamera dabei: Pavel legt je zwei Seile um die Stirn (Drehbewegung), je zwei um den Bauch (Zugbewegung) der Statue, gibt das Kommando „hopp-hopp-hopp" und siebzehn junge Männer ziehen mit genau abgestimmten Bewegungen an den Seilen. Da, sicher, fast graziös „geht" die böhmische Moai einige Schrittchen von jeweils 5 Zentimetern!

„Damals dachte ich, das war's. Dann schrieben die Zeitungen darüber, auch unsere Wissenschaftler interessierten sich für mein Experiment, dazu kam noch die Sache mit dem Wackler in Kadov, Sie wissen vielleicht..." Ich wackle verneinend mit dem Kopf. „Am besten wird sein, wir fahren hin!"

Ein Dorf in der Nähe, eine Landwirtschaftliche Kooperative, die mit dem Projekt des Ingenieurs Pavel, eine moderne Schweineaufzuchtanlage für zwölfhundert Tiere, sehr zufrieden ist. Vor drei Jahren quälten den Vorsitzenden Sorgen wegen einer mitten im Ort liegenden alten Begräbnisstätte. Deren Kammern hatten die Seinerzeitigen raffiniert gegen Räuber zu sichern gewußt und auf mehrere kleine einen großen Stein – Viklán oder Wackler – so gesetzt, daß er bei grober Berührung das Gleichgewicht verlieren und den Dieb erschlagen mußte. Der „Wackler" hier aber war von der Zeit bewegt, allein heruntergefallen. Doch inzwischen hatten Denkmalschützer die Hand auf dieses Hünengrab gelegt und angeordnet, ihn wieder auf seinen ursprünglichen Platz zu bringen; ein Kran kam nicht in Frage, also knobelte Pavel Pavel neuerdings. Mißt, rechnet, bemüht Folianten und Fachzeitschriften, dann hat er den „Trick" gefunden. Mit dünnen Baumstämmen, unter bestimmte Punkte gelegt, hebeln dreißig Männer – „hopp-hopp-hopp" – den „Wackler" hinauf, wohin er gehört. Was mit zwei Fässern Bier gebührend gefeiert wird und dem „Vater des Unternehmens" öffentlichen Dank einbringt.

Folgen zwei „ganz normale" Jahre bis zu dem Tag im Mai 1985, da er in der Zeitung liest: Thor Heyerdahl plant zweite Osterinselexpedition. „Meine Gefühle konnte sich keiner vorstellen", sagt er. „Sollte ich dem berühmten Reisenden von meinen Moais Mitteilung machen?" Freunde, Kollegen, Genossen ermuntern ihn. Pavel Pavel schreibt einen Brief. Die Antwort ist kurz: „Das ist interessant! Teilen Sie Einzelheiten mit!" Er sucht alle seine englischen Vokabeln zusammen und schickt ihm zehn Seiten, dazu ein Foto der „Moai aus Strakonice" mit besten Wünschen für die Reise. Heyerdahls Antwort ist eine Einladung, „...damit Sie selbst an Ort und Stelle alles demonstrieren können." So kommt es, daß Ingenieur Pavel Pavel – vom Jugendverband der ČSSR „zu Forschungsaufgaben auf die Osterinsel delegiert" – als jüngster Teilnehmer eines internationalen Teams, Norweger, Schweden und ein Peruaner, zunächst nach Santiago in Chile fliegt, zu dessen Hoheitsgebiet die Osterinsel gehört.

Der heute 72jährige Thor Heyerdahl – im zweiten Weltkrieg norwegischer Offizier der Fallschirmtruppe, der an der Seite der Roten Armee von Murmansk aus an der Befreiung der ersten Stadt seiner Heimat teilnahm – hatte bereits in Europa die Ziele seiner Expedition präzise genannt: neue Ausgrabungen, um Spuren noch unbekannter vorgeschichtlicher Kulturen zu finden und das Rätsel der „Moais" zu lösen. Nicht zuletzt wolle er auch damit, als Forscher



und leidenschaftlicher Verfechter eines friedlichen, gleichberechtigten Zusammenlebens der Völker, verhindern helfen, daß die Osterinsel von den USA mißbraucht, militarisiert und möglicherweise zu einer Basis des Sternenkrieg-Programms würde.

Pavels Erinnerungen an Santiago sind nicht ungetrübt. „Die chilenischen Behörden machten Heyerdahl Schwierigkeiten. Später stellte sich heraus, daß viele der an die siebenhundert berühmten steinernen Skulpturen in einem beklagenswerten Zustand sind, weil das verantwortliche Archäologische Museum in Santiago sich nicht in bester Weise um sie kümmert. Mit der widersinnigen Begründung, die Figuren könnten bei unserem Experiment Schaden nehmen, wollte man uns schließlich überhaupt keine überlassen. Stundenlange, harte Verhandlungen, in denen die Krawatten abgebunden und die Ärmel hochgekrempelt werden. Am Ende gestattet man die Demonstration an zwei Statuen."

Die Polynesier nennen sich Rapanuiten und ihre viereinhalbtausend Kilometer vom Festland entfernte Osterinsel poetisch Mata-Kite-Rani, „Das Auge, das in den Himmel sieht". Ihre Bewohner verehren Heyerdahl wie einen Gott, empfangen ihn mit Blumengirlanden und Früchten, denn ihm verdanken sie die Wiederentdeckung der Kunst und Kultur ihrer Vorfahren. Seine Berichte und Filme haben nicht zuletzt auch den Fremdenverkehr belebt, die noch immer wichtigste Einnahmequelle der eintausendfünfhundert hier lebenden Menschen. Nun gerät Pavel doch ins Schwärmen... „Heyerdahl ist von großer Herzlichkeit und Bescheidenheit, er kümmert sich um alles, er achtet die Arbeit jedes einzelnen und schont sich selbst am allerwenigsten, hält auf strenge Disziplin. Eine halbe Stunde Mittagsruhe, keine Rauchpausen, kein Geschwätz und keinerlei Alkohol. Sofort haben wir mit unseren umfangreichen, behutsamen Vorbereitungen an zwei Statuen begonnen, die eine vier Meter hoch, elf Tonnen schwer, die andere zweieinhalb Meter hoch und fünf Tonnen schwer. Die Stellen, an denen sie berührt werden, schützten wir mit Totora-Schilf, aus dem auch die Seile waren." Am Mittwoch, dem 5. Februar 1986, läßt Heyerdahl eine Stunde früher wecken, es ist soweit. Die schwedischen Kameraleute, die über das Experiment einen Film drehen, beziehen ihre Positionen, und Pavels Herzklopfen müßte über die ganze Insel zu hören sein. Dann gibt er den sechzehn einheimischen Helfern das Kommando, an den Seilen zu ziehen und... die Moai „marschiert"! Nach dreihundertjähriger Rast, wie ehedem wiegenden Schritts, einer Königin gleich und denkt nicht daran, zu Boden zu fallen.

Ein Geheimnis der Kulturgeschichte ist endgültig gelüftet, die Freude darüber bei allen Beteiligten unbeschreiblich. Zur Feier braten die Polynesier ein Schwein auf traditionelle Art, im Erdofen, dazu gibt es süße Kartoffeln. Thor Heyerdahl beschließt dieses Festmahl mit herzlichen Worten des Dankes.

„Ich bin glücklich", sagt Pavel Pavel, „meinen Teil zum Gelingen der Expedition beigetragen und geholfen zu haben, das Vertrauen auf den Verstand, die Fähigkeit und Meisterschaft von Menschen zu stärken. Einst haben sie unseren Planeten bewohnbar gemacht, wir dürfen nicht zulassen, daß dieses ‚Wunder' wieder zerstört wird." Über seine Gedanken und Erlebnisse schreibt er jetzt ein Buch, Lenka, seine hübsche, tolerante Frau, tippt allabendlich am Manuskript, und nur wenige wissen, daß ihr Mann schon einem anderen Rätsel der Osterinsel auf der Spur ist...

Am letzten Tag unseres Besuches fahren wir nach Trocnov, wo auf dem traditionellen Fest der Presse und des Rundfunks Pavel, von den Zuschauern beklatscht, die Demonstration wiederholt, wie eine Moai „laufen lernt". Aber unbeachtet im Gras liegt der „Beton-Stöpsel", der achthundertachtzig Kilo auf die Waage bringt, das Abbild eines „Pukao", jenes steinernen Turbans, den viele der Figuren auf der Osterinsel tragen. Warum und vor allem wie hat man sie ihnen aufgesetzt? Das will der Ingenieur aus Strakonice herausfinden.

Zusatzfotos (2): Pavel Pavel

Im nächsten Heft:

Raumfahrer sind keine Traumfahrer

FREIE WELT-Gespräche mit 32 Männern aus 13 Ländern, die unseren Erdball umkreisten und sich am Konferenztisch trafen und über die Raumflugzukunft diskutierten: „Vorwärts zur Weltall-Zivilisation". – Ein Bericht über das zweite Welttreffen von Kosmonauten und Astronauten in Budapest.

Foto: A. Paszkowiak

Unter Palmen und Pinien

Im neuen Beitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" werden die Adsharen vorgestellt.

Arktische Kinderstube

Seltene Farbfotos vom Familienleben der Vögel im hohen Norden.

Foto: E. Noderi/TASS

Kreativ und feminin

FW-Reporter besuchten die Prager Modefotografin Petra Skoupilová und fanden Winter- und Frühjahrsmodelle und ungewöhnliche Bilder.

Foto: P. Skoupilová

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Illustration: Peter Muzeniek

Mai 1987

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

Juni 1987

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30					

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn ihr die sechs Teile sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedes Mal mitmacht – das hier ist bereits die vierte Fortsetzung – habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir euch Völker vor, die im europäischen Teil der Sowjetunion wohnen. Es sind: die Nenzen, Kalmyken, Komi-Permjaken, Komi, Abasiner und Karelier.